

Der Bote

Dezember 2021



Schutzgebühr: 4,50 €

4. Jahrgang - Nummer 16
Dezember 2021



Weihnachten: Damals

» Lovestory« aus Wanne-Eickel

**Sonderteil: Das Tagebuch von Wilhelm
Behrendt 1939 - 1943**

Die 16. Ausgabe

Editorial

Nun liebe Leser*innen, vor euch liegt die 16. Ausgabe des Boten. Wir haben es geschafft, mithilfe unserer zahlreichen Spenderinnen und Spender, denen ich hier nochmals recht herzlich danken möchte, eine fünfte Ausgabe in diesem Jahr herauszubringen. Wir haben uns dazu entschieden, diese Sonderausgabe etwas umfangreicher zu gestalten.

Die von unserem Vorstandsmitglied, Gerd E. Schug, initiierte Bürgeraktion »Corona-Linde« nimmt weiter Fahrt auf. Nach der Pflanzung am 2. Dezember 2021 folgt die weitere Gestaltung zum »Corona-Gedenkort«: Aufstellung eines Gedenksteines (Findling) für die Verstorbenen der Corona-Pandemie, Anbringung einer Hinweistafel und die landschaftliche Gestaltung des Ortes mit Bepflanzung, etc. Alles ist auf den nächsten bundesweiten Corona-Gedenktag, im April 2022, ausgerichtet. Dann soll auch die feierliche Einweihung der Gedenkstätte mit sicherlich großer Beteiligung der Stifterinnen und Stifter stattfinden.

Ein ungewöhnliches Jahr liegt bald hinter uns. Wir möchten weiter in die Zukunft schauen und planen bereits die nächsten Ausgaben für 2022. Es erreichen uns viele Geschichten, die wir gerne veröffentlichen. Wir freuen uns auch weiterhin auf Zusendungen, die wir gerne im Rahmen unserer Vereinszeitschrift veröffentlichen.

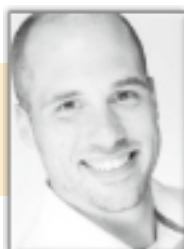
Nun bleibt es uns nur noch, euch viel Spaß beim Lesen und Blättern zu wünschen.

Euer Thorsten Schmidt und Gerd E. Schug

Kontakt:
redaktion@hv-her-wan.de
Schillerstraße 18
44623 Herne
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45



Heinrich Behrendt



Daniel Brückner



Josef Dorlöchter
†



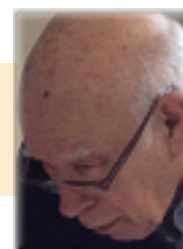
Jupp Gesing
†



Andreas Janik



Ingeborg Müller-Schuitz



Gerhard Ostkamp



Anna-Maria Penitzka



Winfried Priebe
†



Barbara Rohde



Thorsten Schmidt



Marcus Schubert



Gerd E. Schug



Friedhelm Wessel

Inhalt

Wenn Weihnachten nahte, verschwanden die Puppen	4
Weihnachten: Damals	6
Die Flucht aus Schlesien - Teil 2	7
Ahnenforschung für Einsteiger	10
»Kress Young Stars«	11
Zu Gast in »Jonny's« Museum	12
»Lovestory« aus Wanne-Eickel	14
»Ahnenforschung« ... mal anders	17
Aufnahmeantrag zum Heraustrennen	21
Hier können Sie unsere Arbeit unterstützen	23
Eine Freundschaft über Generationen	24
100 Jahre »Heroldstraße ...«	25
1943 - 1948 - Krieg und Nachkriegszeit	26
Kindheitsrückblick	33
St. Bonifatius-Kirche – Kreuzkirche	34
Das Tagebuch von Wilhelm Behrendt 1939 - 1943	35
»Vom Hitlerjungen zum Frontsoldaten«	38
Kriegstagebuch des Wilhelm Behrendt	39
Worte an mich!	40
1939 bis zum Arbeitsdienst	41
Im Arbeitsdienst bis November 1942	43
Einberufung als Soldat	46
Endlich geht es an die Front	48
Glossar	55
St. Bonifatius-Kirche – Kreuzkirche (Jupp Gesing 1968)	56

Redaktion: Heinrich Behrendt, Daniel Brückner, Josef Dorlöchter †, Jupp Gesing †, Andreas Janik, Ingeborg Müller-Schuitz, Gerhard Ostkamp †, Anna-Maria Penitzka, Winfried Priebe †, Barbara Rohde, Thorsten Schmidt, Marcus Schubert, Gerd E. Schug, Friedhelm Wessel.

Lektorat: Anna-Maria Penitzka

Verantwortlich für den Inhalt: Thorsten Schmidt

Titelbild: Weihnachten 1975, Foto: Thorsten Schmidt

Fotos: Seite 4: Friedhelm Wessel - Seite 5: Barbara Rohde - Seite 6: Wolfram Ninka, Barbara Rohde, Thorsten Schmidt, Franz Szymczak, Friedhelm Wessel - Seite 8: Sammlung Helene Edwards - Seite 12 - 13: Friedhelm Wessel - Seite 14 - 15: Sammlung Ingeborg Müller-Schuitz - Seite 16 - 20: Sammlung Gerdi Kernbach-Tinnemann - Seite 24: Sammlung Gerdi Kernbach-Tinnemann - Seite 25: Sammlung Familie Reichartz - Seite 26 - 32: Gerd E. Schug - Seite 35: Waldfriedhof von Friedhelm Wessel - Seite 37 - 38: Thorsten Schmidt

- Seite 41 - 47: Sammlung Heinrich Behrendt - Seite 51 - 52: Sammlung Friedhelm Wessel - Seite 56: Jupp Gesing

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

Druck: **medienzentrum ruhr**

offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint

Industriehstraße 17, 44628 Herne

Wenn Weihnachten nahte, verschwanden die Puppen

»Wie habt ihr früher Weihnachten gefeiert«, werde ich manchmal von Töchtern und Enkelin gefragt. Früher, damit meinen sie die 1950- und 1960-er Jahre – eine Zeit, als es auf der Bahnhofstraße noch Spielwarengeschäfte gab und Adventsausflüge in die besonders herausgeputzten und geschmückten Innenstädte, wie nach Bochum, als Luxus galten.

In diesen Jahren war man noch bescheiden, denn das Geld, das Vater mit seiner Hände Arbeit verdiente, reichte gerade für Miete, Nahrungsmittel, Kleidung und manchmal ein wenig Luxus wie einen Ausflug in den Gelsenkirchener Zoo. Aber: Gejammert wurde trotzdem nicht.

Regelmäßig im Herbst verschwanden damals aber in vielen Familien plötzlich Puppen und sogar Puppenstuben. Meine Frau Brigitte, die in Sodingen aufwuchs, erinnert sich: »Wir waren vier Mädchen. Ich die Älteste. Daher hatte ich bald die Aktion durchschaut, sagte aber nichts. Die eine oder andere Puppe war plötzlich nicht mehr aufzufinden. Wir suchten gemeinsam, fanden sie aber nicht. Auch meine geliebte Puppenstube stand plötzlich nicht mehr in der gewohnten Spielecke unserer Drei-Zimmer-Wohnung. Mutter wich meiner Frage nach den Puppen und dem Haus immer geschickt aus.«

Heiligabend, während meine späteren Schwiegereltern den Weihnachtsbaum in der großen Wohnküche, dem Mittelpunkt der Sodinger Familie, schmückten und die Geschenke unter dem Baum platzierten, wartete die Kinderschar bei der Großmutter, die ebenfalls in dem Haus wohnte, geduldig auf das »Glöckchen«, das den erfolgreich absolvierten Besuch des Christkindes ankündigte. Leise und ganz vorsichtig betraten die Kinder danach die Wohnung, in der nun ein meterhoher, geschmückter Tannenbaum für einige Wochen, den »Mittelpunkt« der Wohnküche bildete. Nun war die Freude groß, als die Mädchenschar hier ihre Puppen, die inzwischen neue Kleider und Mützen trugen, wiederfanden. Auch die Puppenstube erstrahlte in einem neuen Glanz. In den vergangenen Wochen hatte Schwiegervater Gerd dem Haus heimlich im Keller ein neues Aussehen verpasst.

»Mutter nutzte in den 1950/1960er-Jahren die langen Abende ab Oktober, um unsere Puppen neu einzukleiden. Sie saß, wenn wir Kinder längst im Bett lagen, in der Küche, häkelte,

strickte und nähte neue Kleider und Mützen für unsere Puppenschar. Sie freute sich aber, wenn wir an Heiligabend unsere Lieblingsspielzeuge unter dem Tannenbaum begutachteten und die neuen Kleider mit großen Augen bestaunten«, berichtete meine Frau.



Michaela und Mutter 1970

Auch in meiner Familie verlief der 24. Dezember ähnlich. Vater besorgte, wie üblich, erst am Vormittag des Heiligabend den Tannenbaum bei einem Händler auf der Bahnhofstraße. Auf dem Rückweg nahm er noch einen Absacker bei Fegbeutel an der Ecke Mont-Cenis-/Hermann-Löns-Straße. Nach dem späteren Einstielen des Baumes – wir Kinder waren schon ganz aufgeregt – versammelte sich die Familie am Küchentisch zum traditionellen Heiligabend-Schmaus: Kartoffelsalat mit Würstchen. Danach verschwanden unsere Eltern im Wohnzimmer, um dort den Baum zu schmücken und die Geschenke, nebst den bunten süßen Tellern, zu platzieren. Mutter beäugte alles noch einmal kritisch. Die Kerzen (damals noch aus Wachs) wurden angezündet, und Vater stimmte auf der Mundharmonika »Oh Tannenbaum« an. Mutter öffnete die Tür zum Wohnzimmer und voller Erwartung drängten wir Kinder in den Raum, schauten, staunten und begutachteten den lamettageschückten grünen Baum, unser Geschenke und die süßen Teller, die gefüllt mit Spekulatius, Äpfeln, Nüssen und Schokolade waren. Vater ließ sich nicht bei seinen Liedvorträgen stören. Wenn sich die erste Aufregung gelegt hatte, saßen wir gemeinsam im Wohnzimmer und sangen die bekannten Weihnachtslieder. Vater gönnte sich zwischen den Liedern immer einen kleinen Schluck, denn das Christkind hatte ihm eine Flasche Weinbrand unter den Tannenbaum ge-

legt. Meist krochen wir Kinder gegen 21 Uhr in die Betten. Unsere Geschenke lagen aber immer griffbereit. Man konnte ja nicht wissen, denn Vater meinte einmal: »Wer nicht artig war, dem holt das Christkind das Geschenk in der Nacht zum 1. Feiertag wieder ab«. Was aber nie passiert ist. Wir waren damals doch wohl alle recht artig.

Unser Vereinsmitglied, Franz Szymczak, der seit Anfang der 1950er-Jahre in der Siedlung Teutoburgia wohnt, erinnert sich an die Heiligen Abende in der »guten, alten Zeit«. »Einmal«, so erzählt Franz Szymczak, »hatte mein Vater es wohl versäumt, einen Tannenbaum zu kaufen. Denn als »Wechselschichtler« hatte er keine Zeit für einen Baumkauf gefunden. Doch Vater Szymczak wusste sich zu helfen.« Aus einem Besen- oder Schüppenstiel und einem Berg von Tannenzweigen schuf sein Vater, ein Erin-Bergmann, damals einen superschönen Tannenbaum. »Mir ist es gar nicht aufgefallen, dass es sich hier nur um ein Provisorium handelte«, berichtet der Börniger weiter. Die Stunden bis zur eigentlichen Bescherung an Heiligabend verbrachten Franz und seine sechs Jahre ältere Schwester Renate bei den Großeltern auf der Oststraße. Dort gab es wohl ebenfalls eine Tradition: »Oma Oststraße« servierte an diesem Tag wohl ein Gericht mit Roter Beete. »Als meine Schwester und ich dort auftauchten, war Omas Küchentisch blutrot – ich wusste, weil ich damals noch ein kleiner Junge war – aber nicht warum. Ein seltsamer, gruseliger Anblick. Heute kann Franz Szymczak über die damalige Heiligabendtradition nur lachen.

Auch an die Heimwege von der Ost- in die Laubenstraße erinnert sich Franz Szymczak noch. »Straßenbeleuchtung gab es damals in der Siedlung kaum. In fast allen Wohnzimmern brannten die Kerzen an den Tannenbäumen und man sah nur die Schatten der Hausbewohner hinter den Gardinen der Fenster. Ein sehr erwartungsfrohes Bild. Zu Hause angekommen, waren Rote Beete und der beeindruckende und erwartungsfrohe Heimweg durch dunklen Siedlungsstraßen schnell vergessen, denn die Bescherung, ebenfalls im Schein von unzähligen Wachskerzen, stand an.

Auch Barbara Rohde erinnert sich an ihre Weihnachtsfeste:

Wir wohnten bis 1960 mit den Eltern meines Vaters und der Uroma (sie starb im Dezember 1957) zusammen in einer Wohnung. Als sich



Heiligabend 1956 in Mülheim/Ruhr mit Uroma Ida. Das war ihr letztes Weihnachtsfest. Ich war 3 1/3 Jahre alt und mein Bruder Michael 8 Monate.

ein weiteres Brüderchen »anmeldete«, zogen die Großeltern in eine andere Wohnung, damit wir mehr Platz hatten. 1963 zogen wir dann nach Herne, weil mein Vater eine Arbeitsstelle bei der Herner Herdfabrik bekommen hatte.

Weihnachtsfeste habe ich so in Erinnerung: Das Warten auf das Christkind am Heiligen Abend war immer ganz furchtbar langweilig und aufregend zugleich. Sobald es nur annähernd Abend wurde, waren meine Eltern wohl auch schon kribbelig und wir wurden ins Kinderzimmer geschickt. Wir durften das Christkind auf keinen Fall sehen, weil es sonst sofort unverrichteter Dinge wieder verschwunden wäre. Auch das Schlüsselloch wurde zugehängt.

Ich frage mich heute, wie meine Eltern das gemacht haben, den Weihnachtsbaum, der vermutlich im Keller abgestellt war, ins 3. OG zu bringen, ihn einzustielen und zu schmücken. Die Geschenke aus den Verstecken – vermutlich im Schlafzimmerschrank – zu holen, aufzubauen und die bunten süßen Teller herzurichten. Und das alles ganz leise und so schnell wie möglich! Dann erklang ein Glöckchen und die Spannung stieg auf die Spitze. Mami öffnete die Tür und holte uns raus. Ganz aufgeregt gingen wir zusammen ins Wohnzimmer, wo alles aufgebaut war. Aber wir mussten uns noch ein wenig gedulden, denn zuerst mussten Weihnachtslieder gesungen und der Tannenbaum bewundert werden. Dann durften wir die Geschenke ansehen. Zu essen gab es bei uns Heiligabend immer einen Heringssalat, den der Papa ganz fein geschnippelt hat. Den gab es immer nur zu besonderen Anlässen.

Friedhelm Wessel,
Franz Szymczak,
Barbara Rohde

Weihnachten: Damals



Die Flucht aus Schlesien - Teil 2

Es wurde Frühling und bei dem warmen Wetter hielt Mutter ein scharfes Auge auf uns. Es war schwierig, uns die Wanzen vom Leibe zu halten. Ich kann mir vorstellen, wie schwer es für die Erwachsenen gewesen sein muss; besonders die für die Gruppe Verantwortlichen. Sie bekamen für unsere Umstände die Schuld zugeschoben. Die Bedrängung, der Mangel an Nahrung und Körperhygiene sowie für die Gefahren und Unsicherheit unserer unmittelbaren Zukunft. Der Nahrungsmangel wurde immer schlimmer. Unsere Rationen beschränkten sich auf einen Batzen Brot.

Man sah immer mehr Flugverkehr, Jagdflugzeuge erschienen urplötzlich und schossen auf alles, was sich bewegte. Auch wir vier waren damit gemeint. So schien es uns jedenfalls. Aus irgendeinem Grund hatten wir das Dorfzentrum besucht. Mutter trug ihre beste Kleidung mit Hut. Es musste etwas Offizielles gewesen sein, wie ein Besuch bei einer Bank oder einem Amt, wo eine Mutter mit drei Kindern Hilfe bekommen konnte. Ein Flugangriff war im Gange und wir standen geschützt in einem Geschäftseingang. Der Lärm der Geschosse war ganz nah. Es konnte sein, dass die Flieger den nahegelegenen Bahnhof als Ziel hatten. Aber ein ganzer Kugelhagel landete in der Dorfmitte. In einer Kampfpause entfernten wir uns so schnell es ging und machten uns auf den Weg in den Schutz des Schulkellers. Wir waren fast am Ende der kleinen Straße, die zur Schule führte angelangt, als ein einzelnes Flugzeug auftauchte und die ganze Straße entlang schoss; direkt auf uns zu, wie es schien! Links neben uns entlang der Straße lief ein mit Gras bewachsener Graben und da warfen wir uns hinein. Ganz abgesehen davon, dass wir vor Angst über diese »persönliche« Attacke zitterten, ruinierte Mutter ihre Schuhe.

Meine Schwester Traudel sagte mir, dass dieses Erlebnis ihre einzige Erinnerung an die Flucht sei. Sogar jetzt, im Alter von bald 80 Jahren, hat sie immer noch das Bedrängnis sich flach auf den Boden zu werfen, wenn ein tieffliegendes Flugzeug vorüberdonnert!

Anfang Mai schob die amerikanische Armee westwärts und die Schule wurde ein Teil der Front. Eine kleine Gruppe deutscher Soldaten waren dabei, am Rande des Dorfes Schützenlöcher auszuheben und kamen auf der Suche nach Landkarten in die Schule. Wir waren alle im Keller, als das Schießen begann. Wir hielten uns mucksmäuschenstill und hatten wegen der neuen Geräusche draußen schreckliche Angst. Die dumpfen Aufschläge im Gras und der schrecklich laute Krach, wenn die Schule getroffen wurde. Die Schule war deutlich als »Krankenhaus« markiert mit einem großen roten Kreuz; wurde aber mehrmals beschossen und getroffen, bis sich die deutschen Truppen zum anderen Ende des Dorfes hinter dem Bahnhof verlegten.

Die Geschichte, die uns unser Vater erzählte, wie unsere Mutter über Glasscherben auf Händen und Knien versuchte, wieder in den Keller zu uns zu kriechen, muss aus dieser Zeit in der Schule gewesen sein.

Das Kämpfen in der Tschechoslowakei hielt auch nach der deutschen Kapitulation, am 4. bis zum 11. Mai, an. Wir blieben in den Kellern, bis die amerikanischen Truppen unsere Gegend in Besitz nahmen. Ein amerikanischer Offizier übernahm die Führung in der Schule und organisierte die Versorgung. Ich war in einem kleinen Trupp von Jungen, die mit einer großen Handkarre frische weiße Brötchen von der Bäckerei im Dorf holen sollten. Ich stelle mir vor, dass die tschechischen Partisanen dachten, unser Trupp wäre zu groß, um ihn zu ignorieren. Obwohl wir in der Schule zum Schutz ein paar amerikanische Soldaten hatten, kamen Partisanen jetzt aus ihren Verstecken heraus. Sie zeigten ihre Trikolore Flaggen und fingen an, wegen der jahrelangen Besetzung Rache zu nehmen.

Einige von uns älteren Jungen fingen an, auf der Suche nach Essbarem und brauchbaren Dingen, die die bewaffneten Streitkräfte vielleicht übrig gelassen hatten, die umliegende Gegend zu erkunden. Einmal stießen wir auf Eisenbahnwaggons aber fanden nichts Brauchbares, weil sie schon geplündert

waren. Wir suchten Sachen zum Tausch mit Soldaten, die Orden, Medaillen und Dolche als Souvenirs haben wollten. Wir streiften bis nach Asch, 12 km westlich. Ein oder zweimal hätten wir beinahe Schwierigkeiten in den Läden gehabt. Wir waren es so gewohnt, beim Reingehen den Arm zu heben und »Heil« zu rufen, dass wir diese Gewohnheit kaum stoppen konnten. Eine Weile hatten wir keine Ahnung was wir sagen sollten. »Guten Tag« war uns nicht in Erinnerung. Aber bald kopierten wir, was wir im Ort hörten und sagten »Grüß Gott«, wenn wir in einen Laden gingen.

Mutter tauschte bei dem amerikanischen Offizier in der Schule Vaters Leica Kamera gegen 200 Zigaretten ein. Für ihn war es ein gutes Geschäft und für uns waren Zigaretten besser als Bargeld weil sie für extra Rationen oder etwas anderes, was gebraucht wurde, benutzt werden konnten. Wir, die Flüchtlinge, wurden zum Ärgernis für die neue lokale Verwaltung und man verlegte uns, warf uns aus dem Land heraus.

Der nächste Abschnitt unserer Reise ist etwas verschleiert in meiner Erinnerung. Er war wahrscheinlich aus gutem Grund verschleiert worden. Wir waren von Anfang bis Ende in Angst. Wären wir von unserer Lage besser informiert gewesen, hätten wir einfach die 2 Kilometer nach Bad Brambach laufen können und wären in Deutschland gewesen. Ein paar Leute sind tatsächlich nach Westen gewandert und gelangten in die Gegend, die die Amerikanische Zone wurde. Es kam einfach so, dass wir uns auf der falschen Seite der Grenze befanden und wir wurden in die Tschechoslowakei zurücktransportiert.

Armeefahrzeuge transportierten uns für eine kurze Zeit nach Eger (Cheb), in eine größere Schule zurück. Die Schule war überfüllt und sie war direkt neben einem Gefängnis. Wir konnten besonders bei Nacht die Schreie der Insassen hören.

Der Weg zurück nach Deutschland verlief in Etappen. Eine Anzahl von Armeewagen brachte uns zu der Grenze ihres Verwaltungsgebiets und kippte uns aus. Dort mussten wir auf den Transport in das nächste Gebiet war-



Weihnachten 1944

ten. Ich glaube, in der ersten Nacht wurden wir einfach in der Mitte eines großen offenen Feldes abgesetzt, ohne irgendwelche Infrastrukturen. Die tschechische Miliz hatte die Aufsicht während der Zwischenstopps. Wir wurden wie Gefangene überwacht. Wir fühlten uns wie Gefangene. Unsere Habe wurde durchsucht und alles von irgendwelchem Wert wurde geplündert.

Es sollte noch schlimmer kommen, als Männer und größere junge Männer aufgerufen und zu einem Arbeitstrupp weggeführt wurden. Mutter zischte mir zu »du bist 14, duck dich und mach dich klein«. Später erfuhren wir dass ein 15-jähriger Mitschüler von mir in dieser Gruppe abgeführt wurde.

Nach weiteren Zwischenstopps in verlassenen Lagern kamen wir nach Sachsen. Es folgte eine weitere langwierige und schwierige Zugfahrt in offenen Güterwaggons. Wir fuhren durch die Ortsränder des ausgebombten Dresdens und kamen am Ende der Bahnlinie, an einer zerstörten Brücke über die Elbe bei Torgau. Als wir ausstiegen erschienen Tiefflieger über uns. Wahrscheinlich waren es Routinepatrouillen, aber wir reagierten schnellstens und kraxelten die Böschung herunter, auf der Suche nach Schutz. In pani-

scher Angst sahen wir nichts, das sich als Schutz anbot. Aber es war nur ein kurzes Moment der Panik als die Flieger so schnell verschwanden wie sie gekommen waren.

Schließlich kamen wir etwas westlich von Merseburg an. In der Gegend wo ich im Sommer 1940 einige Zeit als Evakuierter verbracht hatte. Wir wurden auf einer Karre nach Nebra im Tal der Unstrut gebracht und bekamen ein Zimmer auf einem Bauernhof im Dorf Großwangen. Mutter half auf dem Bauernhof und sie verschaffte mir einen Posten in der Zuckerrübenfabrik in Vitzenburg. Ich fing die Arbeit in der Zuckerfabrik als eine sehr untergeordnete Nachwuchskraft an. In regelmäßigen Abständen musste ich durch die Fabrik laufen und Proben von verschiedenen Prüfstellen einholen. Die Proben wurden dann getestet, um sicher zu gehen, dass der Zuckerprozess richtig verlief. Während ich über die ganze Fabrik laufen konnte lernte ich den ganzen Ablauf der Zuckerproduktion kennen. Es muss gegen Ende des Sommers gewesen sein; denn ich kann mich erinnern, dass große Waggons voll Zuckerrüben auf dem Hof abgeladen, gewaschen und gesäubert wurden. Meine Arbeitstage waren sehr lang. Ich musste 3 km bis Nebra laufen, den Fluss überqueren und dann weitere 2 km zur Fabrik laufen. Manchmal hatte ich das Glück, von einem Bauernwagen mitgenommen zu werden. Es war Schichtarbeit und bei manchen Wechseln lohnte es sich nicht, zum Hof zurückzulaufen. Ich versuchte, mich in einem warmen Lagerraum auszuruhen. Dort sah ich, wie manche Arbeiter hereinkamen, kleine Säckchen mit Zucker füllten und in ihren Jacken oder Hosenbeinen versteckten.

Mutter schrieb einen Brief nach Herne. In der Hoffnung, dass Vater ihn bekommen würde, um ihn wissen zu lassen, wo er uns finden konnte. Die Post hat den Brief tatsächlich abgeliefert und Vater hatte es geschafft, nach seinem Lazarettaufenthalt in Oelsnitz, nach Herne zurückzugelangen. Er kam und holte uns ab.

Der eiserne Vorhang war schon dabei herunterzukommen. Züge stoppten vor der

Grenze, zwischen der sowjetischen und britischen Zone. Mit vielen anderen Leuten hatten wir einen langen Weg über die Grenze, um den Eisenbahnkopf in Friedland bei Göttingen zu erreichen.

Nach unserer Ankunft in Herne musste ich vom Bahnhof zu Fuß nach Hause laufen, die anderen fuhren mit der Straßenbahn. Es war ein Versehen, dass ich zurückgelassen wurde. Wir waren dabei, unsere Habseligkeiten in der Ablage der Straßenbahn zu verstauen als Vater merkte, dass er seinen Stock in der Bahnhofshalle vergessen hatte. Ich wurde abgeschickt ihn zu holen und als ich raus kam war die Bahn weg!

Es war kein besonders großes Problem, nur ein langer Weg. Ich war in Lumpenkleidung und fand es etwas unpassend wie ein Bettler unsere schöne Einkaufsstraße entlangzugehen. Ich wusste, dass ich zum Ende der Bahnhofstraße gehen musste, dann nach rechts in die Shamrockstraße.

Ich nahm sogar eine Abkürzung über die Kleingärten. Als ich näher kam, konnte ich die Bombenschäden sehen und eine Gruppe von Menschen, die hart bei der Arbeit waren, Schutt zu räumen. In meinen Augen sah das aus wie ein Arbeitstrupp mit Wachen. Ich hatte das unheimliche Gefühl, dass man mich als Mitglied des Arbeitertrupps packen würde. Das Erlebnis, wie mein Schulfreund in der Tschechoslowakei abgeführt wurde, war noch frisch in meiner Erinnerung. Ich wollte wirklich nicht, dass man mich »einladen« könnte und machte einen langen Umweg, um hinten durch den Garten nach Hause zu gelangen. Alles war in Ordnung. Da die Straßenbahngruppe erst kurz davor angekommen war hatte mich niemand vermisst.

Später habe ich, für den Wiederaufbau von Hiberniastraße 45, bei der harten Arbeit des Ziegelstein-Abklopfens mitgeholfen.

Ab Dezember 1945 verbrachte ich mehrere Wochen im Fieber-Hospital Börnig (Typhus).

Gerhard Ernst Ostkamp †,
im Herbst 1994.

Ahnenforschung für Einsteiger

Als Leser der letzten beiden Ausgaben haben Sie bereits Einiges über die Ahnenforschung lesen dürfen und vielleicht konnten wir Autoren Sie animieren, Ihre eigene Familiengeschichte neu zu erforschen, oder Ihre bisherigen Forschungen wieder aufleben zu lassen. In diesem dritten Artikel meiner Serie zur Ahnenforschung möchte ich Ihnen einige Hinweise geben, wie Sie an Quellen zur weiteren Suche gelangen können.

Sie haben schon aktuelle Daten in Ihrer Familie ausfindig gemacht, denn Sie wissen bereits, dass die Daten unserer Vorfahren aufgrund der Personenstandsgesetze erst nach vielen Jahren öffentlich zugänglich sind: Geburtenregister nach 110 Jahren, Ehregister nach 80 Jahren und Sterberegister nach 30 Jahren. Nun begeben Sie sich auf die Suche nach Ihren Ur-Großeltern, deren Eltern, Geschwister und Vorfahren und vielleicht helfen Ihnen die folgenden Hinweise bei der Suche.

Anmerkung: Es gibt natürlich unzählige mögliche Quellen, die ich hier unmöglich alle auflisten kann. Dazu zählen Ahnenforscherportale, online gestellte Kirchenbücher, Grabstätten, usw. Wenn Sie sich einmal in das Abenteuer Ahnenforschung hineingewagt haben, werden sich immer neue Pfade auftun.

Social Media

Die Suche in Social Media klingt erstmal untypisch, aber ich habe bei Facebook sehr gute Erfahrungen gemacht, einige Unterstützung bekommen und sogar ganz konkrete Daten erhalten, an die ich ohne weiteres nicht herangekommen wäre. Bei Facebook finden Sie unzählige Gruppen, die Ihnen helfen, wenn Sie noch ganz am Anfang Ihrer Forschung stehen («Ahnenforschung für Anfänger» »Nützliches für die Ahnenforschung«) oder wenn Sie in einer konkreten Region suchen (z. B. »Ahnenforschung Nordrhein-Westfalen«). Auch der Historische Verein Herne/Wanne-Eickel bietet bei Facebook eine Genealogie-Gruppe an.

Die Mitglieder dort haben bereits Erfahrung in Archiven gemacht, die Sie eventuell noch besuchen werden, sind Mitglied in einem Heimatverein, der Ihnen weiterhelfen könnte, oder forschen praktisch im gleichen Gebiet / zum gleichen Namen. Vielleicht finden Sie sogar einen entfernten Verwandten, der zum gleichen Familienzweig forscht wie Sie.

Heimatvereine und Ortschroniken

Die Mitglieder von Heimat- oder historischen Vereinen (wie der, dessen Zeitschrift vor Ihnen liegt) haben großes Interesse, die Geschichte Ihrer Heimat zu konservieren und zugänglich zu machen. Oft sammelt sich hier mehr Wissen, als Archive oder Suchmaschinen zusammentragen können und Sie lernen Menschen kennen, die Lust haben mit Ihnen zu forschen und tiefer in die Heimatgeschichte einzutauchen.

In meinem Heimatdorf Weseke hat der Heimatverein gemeinsam mit einem holländischen Ahnenforscher ganze Datenbanken zusammengestellt, als dieser begann dort nach den Wurzeln seiner Vorfahren zu suchen. Ich habe bislang stets positive Rückmeldung aus den Orten meiner Ahnen bekommen und selbst wenn ich keine neuen Daten gewinnen konnte, habe ich immer Neues über die geografische Geschichte meiner Familie gelernt.

Als besonders hilfreich habe ich die Lektüre einer Ortschronik erlebt, die neben nackten Zahlen und Namenslisten auch lebendige Geschichte beinhaltete. Es ist einfach großartig, den Namen eines Vorfahren zu entdecken und gleich über ein historisches Ereignis zu lesen, an welchem dieser Verwandte beteiligt war oder es miterlebt hat. Seit diesem Erlebnis habe ich übrigens bei jeder neuen Ausgabe des Boten meinen Stammbaum parat, damit ich nicht verpasse, wenn mein Urur-Großonkel am Bau einer Kirche in Horsthausen beteiligt war.

Google

Besondere Schwierigkeiten bereitet die Suche nach Vorfahren aus den ehemaligen deutschen Provinzen Schlesien, Preußen oder Pommern. Kirchenbücher wurden im Krieg zerstört, vorhandene Daten stehen heute unter polnischer Registratur und ein dortiger Besuch würde einen einfachen Fahrtweg von rund 1.000 km bedeuten.

Hier – aber auch in anderen Familienzweigen – hat mir häufig einfach eine Google-Suche geholfen: Vorname + Name, Name + Geburtsjahr, Name + Ort, usw. Mal findet sich ein Verweis auf lokale Archive, mal auf einen Heimatverein, mal taucht der Name in der Chronik eines Unternehmens auf. Mal finden Sie eine Adresse, eine Mail-Adresse oder eine Rufnummer. Ich habe anschließend auch schon Bücher bestellt, die zwar keine Angaben über meine Vorfahren beinhalteten, mich aber deren Heimat näher gebracht haben.

Hefte und Bücher

Die Ahnenforschung war für mich ein Zugang, die verschiedenen Heimorte meiner Vorfahren kennenzulernen: Preußen, Kirn, Röhlinghausen, Duisburg, Bochum, Weseke, Ramsdorf und viele unzählige mehr. In meiner Familienchronik ist, neben Kapiteln zu unseren Vorfahren, auch immer eines zu deren Herkunft zu finden und ich habe dadurch ein deutlich größeres Interesse an (deutscher) Geschichte entwickelt, als es die Schule je vermocht hätte.

Besonders geprägt haben mich dabei Hefte und Bücher, die aus Epochen und Regionen stammen, welche genau auf meine Vorfahren zutreffen: »Erinnerungen aus einer Bergarbeiterkolonie im Ruhrgebiet« von Moritz Grän (1983) oder »Polen in Westfalen« von Matthias Blazek (2021) sind zwei Empfehlungen, die vielleicht auch für Sie interessant sein können.

Meine Urur-Großeltern Franz Gregorszewski und Marianna geb. Sobiecki haben mindestens von 1910 – 1950 in Röhlinghausen gelebt,

mein Ur-Großvater Heinrich Krajnik ist am 01.03.1906 ebenda geboren. Ich freue mich über Ihre (Buch-/Heft- und sonstige) Empfehlungen*, die mich der Geschichte meiner Familie in Herne und Wanne-Eickel näher bringt.

Natürlich werde ich weiter den Boten lesen und auf die Geschichte eines Vorfahren warten, der dort Historisches geleistet hat. Bis dahin wünsche ich Ihnen viel Freude und Erfolg bei der Ahnen- und Heimatforschung.



Daniel Brückner

*Meine E-Mail-Adresse lautet:
dabrueckner@gmx.de



Uns erreichte noch ein Leserzuschrift zu dem Artikel über die Firma Kress aus der letzten Ausgabe. Wolfram Ninka sandte uns freundlicherweise ein Foto der »Kress Young Stars«. Trumpet: Manfred Schulte, Clarinet: Willy, Schüttelrohr: Wolfgang Krüll, Trombone: Theo Magerkohl, Violine: Wolfram Ninka (im Dekokeller 1959).

Zu Gast in »Jonnys« Museum



Schnurstracks steuere ich auf eine Tafel zu, die Auskunft über das Leben und den Herr der maritimen Exponate gibt

»Kann ich helfen«, fragt plötzlich ein Mann. Sein friesischer Dialekt ist unverkennbar und ganz freundlich. Ich verneine, zeige aber auf das Bild, auf der etwa einen halben Quadratmeter großen Infowand. »Den kenne ich, das ist Jonny Reinert«, antworte ich. »Dann kommst du sicherlich aus Herne«, wirft mein Gegenüber ein, der sich als einer der beiden Museumsbetreuer und maritimen Experten vorstellt: Gerhard Zimmer aus Wittmund. Es war wohl 1970/71, als ich Jonny Reinert in Herne - Horsthausen traf. Als »junger Zeitungsmensch« besuchte ich ihn damals in der Feldherren-Siedlung, wo er zu jener Zeit lebte und seinem Hobby, dem Bau vom Buddelschiffen bereits sehr akribisch nachging.

Der ehemalige Seemann Gerhard Zimmer, der einst auf Stückgutfrachtern die Weltmeere befuhr, leitet seit Jahrzehnten zusammen mit Dieter Julius das weltbekannte Buddelschiffmuseum - »Jonny's Museum« - in Neuharlingersiel. 1974 wurde diese Einrichtung dort im Untergeschoss des Hotels Janssen, im Westhafen eröffnet.

In den vergangenen Jahrzehnten strömten jeweils von März bis Oktober zwischen 20.000 und 70.000 Besucher in dieses einzigartige Museum, das ausschließlich Werke des ehemaligen Herner Bergmannes zeigt.

Stolz führt mich Gerd Zimmer an diesem Vormittag durch sein Reich. »Leider habe ich Jonny nie kennengelernt«, verrät der Wittmunder, »aber in Herne - beziehungsweise Wanne-Eickel - war ich aber auch schon mal«, erzählt Zimmer lächelnd weiter. »Damals war ich Matrose auf einem Binnenschiff. Wir brachten Getreide ins Revier und Kohlen wieder mit zurück an die Küste.«

Jonny Reinert, der von 1929 bis 2004 lebte, schuf alle Modelle, die in Neuharlingersiel zu sehen sind: 90 kleine und große Buddelschiffe, Modelle und Zeichnungen füllen daher den Ausstellungsraum. Darunter echte Raritäten.

»Wie kommt ein Modellschiff in die Flasche?« Früher oft ein gut gehütetes Geheimnis. In »Jonny's Museum« wird diese Frage gerne und auch sehr oft beantwortet, so





Zimmer, und daher erläutert er nicht nur mir, sondern auch weiteren Gästen, die einen Blick auf diese stolze Flotte in Flaschen werfen wollen, sehr geduldig und praxisnah diese Frage. Dazu hat das Museum, das dem Bochumer Jürgen Landmann gehört, ein kleines »Lehrmodell« entwickelt. Es kommt aber nicht nur bei Museumsrundgängen, sondern auch bei entsprechenden Seminaren, die in den Sommermonaten oft

im Freien, im Schatten des Backsteingebäudes, für große und kleine Gäste abgehalten werden, zum Einsatz. »Diese Seminare sind immer sehr beliebt«, unterstreicht Zimmer während des Rundganges. Kenntnisreich erläutert Gerd Zimmer anschließend die verschiedenen Modell-Exponate, die vom »Einbaum bis zu einem Atom U-Boot« reichen. Diese Nachbauten stecken in Flaschen, die bis zu 60 Liter Fassungsvermögen haben.

Staunend stehe ich aber auch vor dem Modell mit der »HMS Victory«, dem Flaggschiff des legendären englischen Admirals Nelson und starre anschließend fast ungläubig auf eine »Buddel«, in der der langjährige Hauer der

ehemaligen Zeche Friedrich der Große, den »Untergang der Titanic« in einer 50 -Liter-Flasche dargestellt hat.

»Bis zu 1.000 Arbeitsstunden stecken in so einer Buddel« unterstreicht Gerd Zimmer, der bei seinen Rundgängen gerne sein Wissen über Seefahrt und Buddelschiffe an die Gäste weitergibt.

Nach gut einer Stunde verabschiedete ich mich von Museumsführer Gerd Zimmer, werfe aber noch einen Blick auf eine ganz besondere Buddel: Hier hat sich der Herner Jonny Reinert, in der weltweiten Szene als »King of Bottleship« bekannt, selbst ein kleines Denkmal gesetzt, denn in der Flasche hockt der Herner an seinem Arbeitsplatz und fertigt ein neues Modell an. Und ich vermute, der modellhafte Jonny hat mich beim Museumsabschied in Neuharlingensiel angelächelt ...

Friedhelm Wessel

Mehr zu Jonny Reinert und seine Arbeit gibt es in unserem Wiki.



<https://hv-her-wan.de/xc13>



<https://hv-her-wan.de/st13>



»Lovestory« aus Wanne-Eickel

Eine Brieffreundschaft zweier Seelenverwandter zwischen Türkheim im Allgäu und Wanne-Eickel

Es war einmal:

1970, im schönen Tirol, treffen zwei junge Frauen aus dem Allgäu zwei ältere Herren aus Wanne-Eickel. Gudrun und Ursel genießen ihren Urlaub im Hotel. Conrad Gries und Bert Fengler kennen sich vor Ort schon aus und auf gemeinsamen Touren erkundet die Wandergruppe Land und Leute. Die Freundinnen sind ganz angetan von den beiden Wanne-Eickelern, die so höflich und zuvorkommend, unterhaltsam und zurückhaltend sind. Trotz des Altersunterschiedes von 25 Jahren findet die Gruppe schnell gemeinsame Schnittpunkte, Reiseerlebnisse und Malerei stehen im Mittelpunkt der Gespräche und des Gedankenaustausches.



Ursel und Conny 1970 in Tirol

Wie so oft wurde am Ende der Urlaubstage versichert, dass man sich mal melden würde und jeder kehrte in seinen Heimatort zurück. Wer hätte gedacht, dass eine Brieffreundschaft zwischen Ursel und Conny entstand, die erst 2006 endete.

Getroffen haben sie sich in all den Jahr-

zehnten nur wenige Male. Conrad Gries aus der Karlstraße in Wanne ließ Ursel in Türkheim an seinem Leben teilnehmen, an die 100 Briefe wechselten hin und her, geschmückt mit kleinen Zeichnungen und Gedichten.

17. September 1974

Heut´ zu Deinem Wiegenfeste

Wünsch´ ich Dir das Allerbeste.

Das Grammophon en miniatüre

spiel´ ein Ständchen Dir dafüre

Ist zwar nicht die neuste Platte

Doch die beste, die ich hatte.

Am 17. tönt´ s im Duett

Dein´ s und meines um die Wett!

Von der Wertach bis zur Ruhr

klingt es dann in Moll und Dur

la, la, lala.....

la la la la la la

Dezember 1975

Endlich seh´ ich armer Wicht

Nach dunkler Reise wieder Licht.

Fühle mich arg strapaziert

Doch hoffentlich nicht demoliert.

Gleich fällt auch dieses letzte Blatt –

Wen seh´ ich?

Ursel !!!

Ich bin platt!

Er berichtete von seinen künstlerischen Aktivitäten, Aufträgen und Ausstellungen, von Reisen ins geliebte Italien und von Begegnungen mit Kennern und Könnern. Wer hätte weiter geahnt, dass 15 Jahre später nochmals an diese Freundschaft erinnert würde? Ein Treffen in München festigte die Verbundenheit der so weit voneinander lebenden Freunde.

2020 jährte sich der Geburtstag von Conrad Gries zum 100. Mal. Die Freundinnen gedachten ihrer gemeinsamen Urlaubserlebnisse und Gudrun suchte nach Wegen, der Freundin Ursel eine Freude zu bereiten.

Dank des Internets fand sie die Seiten des Historischen Vereins in Herne, so geriet die Anfrage an Ingeborg Müller-Schuitz. Edmund Schuitz leitete von 1947-1957 die Zeichen- und Malkurse in der VHS Wanne-Eickel. Conrad Gries gehörte vom ersten bis zum letzten Tage zu seinen begabten Schülern. Darüber hinaus unterstützte Gries mit seinem handwerklichen Wissen, als Maler und Anstreicher, oft Edmund Schuitz bei seinen Aufträgen, den großflächigen Putzmosaik- und Freskoarbeiten an und in Gebäuden. Auch stand er Modell für die Christusfigur im Mosaik des Altarraumes in der Laurentiuskirche in Wanne-Eickel und half tatkräftig mit, dass ca. 300.000 goldene Mosaiksteine »an die Wand kamen«.



Das Grab von Conrad Gries 2015 mit Rosenstrauß.



Conrad Gries 1982 bei seiner Ausstellung »Andalusien - Weiße Häuser blauer Himmel (nicht nur, aber auch) vor der Galerie Eingang Rote Tür.

Ingeborg Müller-Schuitz hatte im Nachlass des Vaters figürliche Zeichnungen von Conrad Gries aufbewahrt, gerne schickte sie diese mitsamt Zeitungsartikeln und der Todesanzeige ins Allgäu. Welch eine Herzensfreude für die treue Brieffreundin!

Der Erinnerungskreis schließt sich. Ein wundervoller Rosenstrauß steht 2021, am 5. Mai auf dem Grab von Conrad Gries, in freundschaftlichem Gedenken an einen ganz besonderen Menschen.



Ingeborg Müller-Schuitz

Wir alle kennen die »klassische« Ahnenforschung in tabellarischer und grafischer Darstellung. Dabei wird präzise für jeden Vorfahren Name(n), Geburtsdatum, Namen der Eltern, Religion, Taufe, Heirat, Beruf, Kinder, Wohnort, Sterbedatum/-ort, usw. erfasst. Oft wurden diese Daten, soweit ermittelbar, mit Fakten ergänzt, wie z.B. Beruf, Haus und Grundbesitz etc.

Eine völlig andere Darstellung der Ahnenforschung bietet die Familienforschung des ehem. Börniger Heimatforschers Josef Dorlöchter. Diese Familienforschung ist in Erzählform verfasst. Die hier nachstehend wiedergegebene Ahnenforschung hatte Josef Dorlöchter für ein Familientreffen am 26.11.2009, in Wickede/Ruhr erstellt.

Dieser Vortrag, anlässlich des Familientreffens ist eine Köstlichkeit in der Darstellung der ansonsten oft trockenen Ahnenforschung. Die Witwe von Josef Dorlöchter, Frau Elisabeth Dorlöchter, ist selbst Mitglied in unserem Historischen Verein und hat gerne ihre Einwilligung zur Veröffentlichung dieses Vortrages gegeben. Dafür bin ich ihr sehr dankbar.

Selbstverständlich hat Josef Dorlöchter seine unglaublich umfangreiche Ahnenforschung auch klassisch in tabellarischer und grafischer Darstellung verfasst. Sie ist so umfangreich, dass man damit die Wände eines kleinen Saales ausstatten könnte, wie er mir mal erzählte.

Gerd E. Schug, Börnig

Name und Sitz »derer von Tinnemann« von Josef Dorlöchter †

Am letzten Samstag waren wir in Horsthausen in der Vorabendmesse. Gebetet wurde u. a. für Änne und Heinrich Ganteför.

Klick machte es in meinem Kopf.

Timms Änne... und rechts vorn in der Bank saß Gerd Ganteför, ein Sohn von Änne und Henrich.

Ja, die Tinnemanns von gegenüber. Wie war das noch genau mit den verwandtschaftlichen Verhältnissen?

Unser Opa Tinnemann (Josef) und der olle Wilm von der anderen Seite waren Vettern. Also waren z. B. Änne und unsere Mutter Kusinen 2. Grades und der Gerd vorn in der Bank und ich Vettern 3. Grades. So einfach ist das, wenn man es weiß.

Das heißt aber auch, dass die Väter von Opa



Das Stammhaus Tinnemann

Josef und dem ollen Wilm Brüder waren und deren Vater war der gemeinsame Tinnemannstammvater von Gerd Ganteför und mir unser UrUrGroßvater. Da kommen wir zusammen.

Aus meinen früheren Nachforschungen weiß ich das auch in einen zeitlichen Rahmen einzuordnen.

So ist unser Opa Josef 1871 in Horsthausen geboren und hat 1898 unsere Oma Elisabeth, geborene Sternemann, geheiratet.

Nun kennen wir ja noch unsere Tinnemann-Onkel und -Tanten, unsere Kinder und Enkel aber, für die ich dies aufschreibe, kommen da schon ins Schleudern.

Onkel Josef, Onkel Heinrich, Onkel Willi, unsere Mutter Elisabeth, Onkel Karl und Tante Klara. Zwei weitere sind schon früh gestorben, die Älteste, Toni, wohl an Diphtherie.

Ins Schleudern kam auch ich schon, als ich aus meinen Unterlagen entnehmen musste, dass Opa Tinnemann, in Horsthausen geboren, in Horsthausen gestorben, aber in Baukau geheiratet hatte.

Warum Baukau?

Die Traurkunde, die mir als beglaubigte Kopie vorliegt, bezieht sich nicht primär auf die kirchliche, sondern die standesamtliche Trauung, und die ist vor dem Standesbeamten des Standesamtes Baukau vollzogen worden.

g« ... mal anders



Die Bescheinigung enthält allerdings auch den Zusatz, dass die kirchliche Trauung am gleichen Tage in der Filialpfarrkirche zu Horsthausen, parochia Castrop, (d. h. Pfarrei) vollzogen worden ist.

Daraus ist zu erkennen, dass Horsthausen zu dem Zeitpunkt (1898) zwar von Lambertus in Castrop noch nicht abgepfarrt war, aber schon eine Filialkirche hatte.

In der Vorgeneration stammt unser Opa Tinnemann von seinem Vater Wilhelm Tinnemann (unser UrGroßvater) und seiner Frau Anette Surhold aus Olfen ab. Auf sie, unsere Ur Großmutter Tinnemann geht also unsere Verwandtschaft aus Olfen zurück, wo uns heute noch die Familie Hedwig Hüser (Kusinen 2. Grades) mit dem Sohn Karl Josef Breuer (Vetter 3. Grades) bekannt ist.

Dieser, unser UrGroßvater Wilhelm Tinnemann, ist 1826, aber nicht in Horsthausen, sondern in Börnig geboren. Bei seiner Trauung im Jahre 1864 mit Anette Surhold ist er, laut Trauregister der Pfarrei St. Lambertus in Castrop, 36 Jahre alt und Witwer. (Man beachte die Jahresangaben und das Alter!)

Anette war aber nicht seine 2., sondern bereits seine 3. Frau.

Aus der 2. Ehe unseres UrGroßvaters Wilhelm hatte unser Großvater Josef noch die

Halbgeschwister Heinrich, Josef und Lisbeth. Lisbeth war verheiratet mit einem Koller und aus dieser Ehe stammt Kollers Zettken, später verheiratete Schwedhelm, also eine Halbkusine meiner Mutter.

Aus der 2. Ehe besteht auch über den Halbbruder Josef noch unsere Verwandtschaft in Langendreer, nämlich die Familie Niggeschmidt.

Einen Nachfahren aus dieser Linie kenne ich noch, Wolfgang Niggeschmidt, ein paar Jahre jünger als ich, wohnhaft in Witten-Bommern, früher beschäftigt beim TÜV in Dortmund.

Vielleicht passt hier auch noch die folgende kleine Story hinein:

Es mag in den 80er Jahren gewesen sein, als einer der Halbvettern aus Langendreer gestorben ist. Unsere Mutter und Tante Klara wollten, nachdem unsere Mutter einen Totenbrief bekommen hatte, mit zur Beerdigung gehen. Wie kommen wir dahin? Unser Jupp muss uns fahren.

Sehr früh schon sitzen wir in der Leichenhalle. Während der Trauerfeierlichkeiten hörte man plötzlich einen immer lauter werdenden, bis ins Mark gehenden Pfeifton. Die Trauergäste wurden schon unruhig. Schließlich konnte ich feststellen, dass der Pfeifton von Tante Klaras Hörgerät verursacht wurde. Tante Klara und unsere Mutter haben das nur sehr abgemildert wahrgenommen, bis wir dann das Hörgerät ausstellen konnten.

Auf meine Frage an Tante Klara wie denn so etwas kommen könnte sagte sie, dass sie sich mit dem Ding nicht auskenne, es gehöre Onkel Josef!

Nicht uninteressant ist aber die Tatsache als solche, dass nämlich die Menschen, in Sonderheit die Frauen, des vorvorigen Jahrhunderts bei hoher Säuglingssterblichkeit und dem Tod der Mütter im Kindbett oft in jungen Jahren verstarben. Was blieb dem Ehemann anderes übrig als sich schnellstmöglich nach einer »neuen« Frau um zu sehen. So kam es dann zu den Halb und Viertelgeschwistern; alles andere als Patchwork Familien von heute!

Interessant ist an dieser Stelle auch, dass auch Uropa Wilhelm nicht in Horsthausen, sondern in seinem »zu Hause« in Börnig geboren wurde. Ein Zeichen, dass das Haus Castrop-er Straße 57 wohl noch nicht da war.

Aus der Geburtsurkunde unseres UrGroßvaters Joan Wilhem Georg, so heißt er exakt, lernen wir auch seine Eltern, u.a. unseren UrUrGroßvater kennen. Die Eltern sind: Jo-

hann Caspar Heinrich Tinnemann und Christine Elisabeth Dücker.

Er wird 1799 in Börnig geboren, sie, im Jahre 1802, ebenfalls in Börnig. Beide heiraten 1825 in Castrop. Damit sind auch die Tinnemanns wohl »Alte Börniger«.

Aber wir wissen noch mehr über die Vorfahren der Familie Tinnemann!

Wenn man bei der Suche nach weiteren Vorfahren wieder eine Geburtsurkunde gefunden hat, bedeutet das jeweils auch einen Sprung in eine neue Generation, da in der Geburtsurkunde eines Kindes jedes Mal auch die Namen der Eltern, meistens auch die der Paten genannt sind.

So lernen wir aus der Geburtsurkunde unseres UrUrGroßvaters Johann Caspar Heinrich auch seine Eltern Georg Tinnemann und Isabella Gruthölter kennen, unsere UrUrUr Großeltern.

Georg wird 1746 in Börnig geboren, Isabella 1767 in Rauxel; geheiratet haben beide 1787 in Castrop.

Bei Georg wird die Sache schon etwas »pikanter«. In seiner Geburtsurkunde 1746 heißt er »Georgius Henricus«, und es ist ein Zusatz verzeichnet, der auf Latein geschrieben steht: »Illegitime natus renatus est« woraus zu schließen ist, dass er ein voreheliches Kind war, daher illegitim, durch die Taufe am 3. Mai aber renatus »wiedergeboren« ist.

Und auch hier sind als »parentes«, die Eltern verzeichnet, Joes Adam Tinnemann und Anna Maria Kochs, ebenfalls mit dem Zusatz »dicit parens« was soviel heißt wie »sagt der Vater«.

Wenden wir uns nun dem Vater unseres UrUrUrGroßvaters, (3xUr) also unserem UrUrUrUrGroßvater Joes Adam Tinnemann (4xUr) zu; geboren 1721 in Börnig von den Eltern Joes Georgius Tinnemann und Anna Maria Jürgens.

Er, Joes Georgius ist also unser UrUrUrUrUrGroßvater (5x Ur). Geboren 16hundert...und)

Nun versiegen langsam die belegbaren Quellen wobei man bedenken muss, dass ich für alle Daten und Fakten, die ich bislang genannt habe, eigene Abschriften aus den Originalen der Kirchenbücher erstellt habe. Bessere Quellen gibt es nicht!

Selbst beglaubigte Abschriften oder beglaubigte Kopien sind oft fehlerhaft. Wie wir oben schon gesehen haben, können sogar Originalunterlagen falsch sein!

Wenn wir schon keine sicheren Belege mehr

haben, so können wir an dieser Stelle noch etwas spekulieren.

5xUr, Joes Georgius und seine Frau haben 1721 unseren 4xUr, Joes Adamus, bekommen.

Da 4xUr ein legitimus war, sonst wäre ja der Makel der Vorgeburt verzeichnet, müssen die Eltern vor 1721 geheiratet haben.

Ich kenne Kirchenbücher, in denen unehelich geborene Kinder mit einem roten Strich am Rand gekennzeichnet sind. (De van God geteekneten?).

So habe ich auch noch die Traurkunde unserer 5xUrGroßeltern gefunden.

Getraut am 30.11.1718 in Castrop.

Wenn beide bei der Trauung älter als 18 Jahre waren, was angenommen werden darf, sind die beiden schon 16hundert und... geboren, einer Zeit, in der der 30jährige Krieg, der auch in unserer Gegend starke Verwüstungen hinterlassen hat, noch in Erinnerung war.

Kirchenbücher vor 1700 gibt es in Castrop nicht mehr.

Wenn ich die mütterlichen Linien hier nicht verfolgt habe dann darum nicht, weil ich in dieser Abhandlung gezielt nur die Tinnemannlinie aufzeigen wollte.

Etwas um das Jahr 1900 hatte die industrielle Entwicklung unsere Heimatgemeinden durch den Zustrom auswärtiger Arbeiter soweit überschwemmt, dass auch im Verwaltungsbereich tiefgreifende Veränderungen unumgänglich waren.

Das führte dazu, dass einige Großgemeinden zu Städten erhoben wurden, kleinere Gemeinden zu neuen Amtsbezirken zusammen geschlossen wurden.

So wurde am 01.04.1897 die Stadt Herne gegründet und im Gefolge davon schlossen sich die Gemeinden Baukau, Bladenhorst, Horsthausen und Pöppinghausen zum »Amt Baukau« zusammen. Amtssitz, das Amtshaus, stand auf der Bismarckstraße in der Nähe der Bahnhofstraße.

So fand also für Opa und Oma Tinnemann im Jahre 1898 die Trauung im Standesamt Baukau statt.

Als dann 1906 die Stadt Herne aus dem Kreis Bochum ausschied, wurden kurze Zeit später auch die Gemeinden Horsthausen und Baukau nach Herne eingemeindet.

Die beiden Restgemeinden Pöppinghausen und Bladenhorst schlossen sich daraufhin zum »Amt Bladenhorst« zusammen.

Nachzutragen sind auch noch Überlegungen und Erkenntnisse, die sich damit befassen, ob

denn nun die Tinnemänner Horsthauser oder Börniger sind.

Ich will auch versuchen, ob sich nachvollziehen lässt, wann das »Mutterhaus« Castroper Straße 57 gebaut worden ist.

Zweifelsfrei ist festzuhalten, dass es sich bei der Gemeinde Horsthausen um einen Grenzort zwischen Castrop und Herne handelt. Als Besonderheit kommt noch hinzu, dass Horsthausen, anders als andere vergleichbare Dörfer, z. B. Börnig oder Holthausen, keinen geschlossenen Ortskern hatte, sondern von Streusiedlung geprägt waren.

Fest steht jedenfalls, dass Horsthausen von alters her zum Gericht Castrop gehörte. Die Landesherren über das Gericht Castrop waren die Grafen von Kleve und Mark. Immer wieder lagen die Klever mit den Herren von Strünkede wegen Horsthausen in Auseinandersetzungen.

1707 wurde endgültig geklärt, dass Horsthausen insgesamt dem Hause Strünkede zugeschlagen wurde, zumal sich schon einige größere Horsthauser Höfe im Obereigentum des Hauses Strünkede befanden.

In kirchlicher Hinsicht blieben allerdings die alten Verhältnisse bestehen. So gehörten die Horsthauser Katholiken bis zur Bildung einer selbständigen Pfarrei im Jahre 1900 weiterhin zu St. Lambertus in Castrop.

Eine erste kartografische Erfassung liegt in einem Übersichts Handriss aus dem Jahre 1823 vor. Er ist ein Vorläufer des, im Jahre 1827 aufgestellten, Urkatasters.

Der hier in Rede stehende Bereich enthält auch die Flurbezeichnung Flur II Wester-Vöhd. Nach der Karte von 1823 und dem Urkataster 1827 ist der Straßenverlauf der Castroper Straße klar zu erkennen. Gebäudeeinzeichnungen zwischen dem am weitesten westlich liegenden Hof Westerbusch (Regenbogens Villa) in der Gemarkung Vohsnacken östlich des Sodinger Baches und dem Hof Rosenbaum (etwa an der heutigen Einmündung des Hölkeskampringes gelegen) sind nicht eingetragen, sodass davon ausgegangen werden kann, dass im Jahre 1823/27 das Mutterhaus Tinnemann noch nicht gestanden hat.

Im Nachgang zu der Urkatasterkarte ist im Jahre 1843 ein Verzeichnis angelegt worden,



Familientreffen Tinnemann 1930er Jahre

aus dem die Namen der damaligen Besitzer sowie die Größe des Grundbesitzes, gelegentlich auch der Beruf erkannt werden kann, quasi eine Einwohnerliste.

In dieser Liste ist unter Nr. 15 aufgeführt: »1843: Caspar Tinnemann, Tagelöhner, 48 J., Elis. T. geb. Düker, 46 J., kath. Der Kotten lag an der Castroper Str., an der Grenze nach Vohsnacken zu«.

Da haben wir nun unseren UrUrGroßvater Johann Caspar Heinrich Tinnemann, geb. 1799 in Börnig. Und nun ist er nach der Einwohnerliste von 1843 Caspar Tinnemann, 48 Jahre, auch seine Frau ist aufgeführt. Bis auf die nicht exakt passenden Altersangaben stimmt alles.

Jetzt ist also der Börniger Tinnemann ein Horsthauser geworden.

Und jetzt können wir auch die Frage beantworten wann das Mutterhaus, Castroper Str. 57 gebaut worden ist; nämlich zwischen 1823/27 und 1843.

Die Tinnemänner sind Horsthauser geblieben bis Onkel Josef die Tante Lisbeth geheiratet hat, die aus Börnig kam. Hinzu kam auch noch, dass nach der Eingemeindung des Amtes Sodingen nach Herne, im Jahre 1928, die Schulbezirke zwischen Börnig und Horsthausen anders zugeschnitten wurden, sodass die Kinder »von der Veil« in Börnig in die Schule gehen konnten.

Dass konsequenterweise Onkel Josef und Tante Lisbeth auf dem Börniger Friedhof ihre letzte Ruhe gefunden haben, sei dabei nur am Rande erwähnt.

Nun werden die Tinnemänner auch noch wissen wollen, was es mit der Herkunft aus Börnig auf sich hat.

Wie für Horsthausen im Jahre 1843 ist auch für Börnig im Jahre 1849 eine vergleichbare Einwohnerliste angelegt worden. Für den Ortsteil »Dorf Börnig« ist in der Liste unter der Nr.



Familienfoto Josef und Elisabeth Tinnemann 1920er Jahre

wird schon tot gewesen sein, da er 1746 geboren ist, also 1849 bei der Einwohnerlistenaufstellung schon 103 Jahre alt gewesen sein müsste. Die gleiche Überlegung kann auch angestellt werden, wenn man bedenkt, dass er 1786 Isabella geheiratet hat und wenn er 1849 noch gelebt hätte, hätte er 63 Jahre verheiratet gewesen sein müssen, wohl kaum...

6. Seine Frau aber, unsere 3x UrGroßmutter Isabella Tinne-

16 folgendes verzeichnet:

»1827: H. Tinnemann, 1 Wohnhaus, 1 Scheune, 1 Backhaus, 44 Morgen. 1849: Heinrich Tinnemann, Landwirt, 50 J., und Ehefrau B. geb. Lakenberg, 53 J., 1 Kind; außerdem Hermann Lakenberg, Knecht, 44 J., Isabella, geh. Gruthölter, 81 J. —

Der Name des Besitzer lautet 1542 Tynnemann, 1598 Timmermann. 1645 zahlt Tinnemann 1/2 Reichstaler, 3 Stüber, 3 Pfennig Reichssteuer.

Der Hof war in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts abhängig von Grimberg, 1845 abgabepflichtig an die Castroper Kirche.

Die Gebäulichkeiten wurden 1895 abgerissen, später entstand hier die Bäckerei Wefer«.

Wenn ich die letzten Eintragungen diskutieren will, ergibt sich für mich das abschließende Bild:

1. Aus der Eintragung Nr. 14 für das Jahr 1843 geht hervor, dass unser 2x Ur Großvater Caspar Tinnemann mit seiner Frau nicht mehr in Börnig auf dem Hof lebten.

2. Sie wohnten, wie wir gesehen haben, mindestens seit 1843 in Horsthausen. Seit heute wissen wir, dass das Haus 1831 gebaut worden ist. (Das haben die Tinnemanns Jungs mündlich beige-steuert, sie wüssten es, weil man in der Familie 1981 das 150jährige gefeiert habe). Damit können sie auch nicht die Hofbesitzer in Börnig gewesen sein. Dort heisst der Hofeserbe 1849 ja auch Heinrich, hat auch als Frau eine geborene Lakenberg.

3. Heinrich wird 1849 angegeben mit einem Alter von 50 Jahren. Danach müsste er 1799 geboren sein. 1799 ist aber auch unser 2x Ur-Großvater Caspar Tinnemann geboren.

4. Entweder stimmen die Zahlen nicht genau, es ist aber anzunehmen, dass sie Brüder gewesen sein könnten; es könnte aber auch sein, dass sie sogar Zwillinge gewesen sind.

5. Deren Vater, unser 3x UrGroßvater Georg

mann geb. Gruthölter, geb. 1767, lebte noch. Sie war 1848 81 Jahre alt. Das kann genau hinkommen. Die Oma lebte also noch auf dem Hof, sie war auch 23 Jahre jünger als ihr Mann und ist mit 81 Jahren relativ alt geworden.

Damit dürfte gesichert sein, dass unsere Tinnemänner tatsächlich vom Hof Tinnemann in Börnig abstammen; und die sind schon, wie Nr.16 sagt, im Jahre 1542 in Börnig nachzuweisen.

Eine wahrhaft alte Börniger Familie derer »von Tinnemann zu Börnig«!

Ein interessanter Aspekt sollte, wenn man von Tinnemanns spricht, nicht unerwähnt bleiben. Ich meine die Symbiose der Deutschen Bahn mit der Familie Tinnemann.

Von Anfang an, als im Jahre 1847 die erste Bahn durch Herne fuhr, waren Tinnemänner dabei.

So war unser Urgroßvater Wilhelm, geb 1826, als Bahnwärter dabei, als praktisch hinter den Feldern seines Hauses die Köln-Mindener-Eisenbahnstrecke in Betrieb genommen wurde.

Sein Sohn, unser Großvater Josef, geb. 1871, machte schon eine gewisse Karriere zum Wagenmeister.

Sein Sohn wiederum, Onkel Josef, geb. 1900, war Lokomotivführer, hat in den Kriegstagen Züge bis weit nach Russland hin gefahren.

Auch sein Sohn, unser Vetter Werner, geb. 1943, hat in der 4. Generation seine Brötchen bei der Bahn verdient. 2006 ist er als Oberamtsrat in Pension gegangen.

Der Vollständigkeit halber ist auch Onkel Willi vom Berkel noch zu erwähnen, der ebenfalls bis zu seiner Pension in der Verwaltung der Bahn beschäftigt war. Er hatte an entscheidender Stelle seine Finger im Spiel, ihm unterstand nämlich die Kasse.

Wenn ich richtig im Film bin, hat er mit Gottes Hilfe gegen Ende des Krieges den großen Luftangriff auf Dresden überlebt.



Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den
Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer:	PLZ / Ort:
Telefon:	E-Mail

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf <https://hv-her-wan.de> und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

18,00 € Einzelmitglied 28,00 € Familientarif

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich / zahlen wir:

- per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)
- per Überweisung
- Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.

Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum

Unterschrift

Der Mitgliedsbeitrag wird zum 15. Februar eines jeden Jahres fällig.

Satzung: <https://hv-her-wan.de/kwt7>

Datenschutzsatzung: <https://hv-her-wan.de/kwa7>



Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

Straße und Hausnummer

PLZ und Wohnort

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE __ | ____ | ____ | ____ | ____ | ____

Ort, Datum

Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne

Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN

Hier können Sie unsere Arbeit unterstützen

Wir möchten Sie darüber informieren, dass die in den Formularen angegebenen personenbezogenen Daten, die zum Zwecke der Durchführung der Verwaltung im Sinne unserer Vereinsarbeit notwendig und erforderlich sind, gespeichert und verarbeitet werden.

Sie sind gemäß § 15 DSGVO jederzeit berechtigt, gegenüber dem Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V. um umfangreiche Auskunftserteilung zu den zu Ihrer Person gespeicherten Daten zu ersuchen. Gemäß § 17 DSGVO können Sie jederzeit gegenüber dem Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V. die Berichtigung, Löschung und Sperrung einzelner personenbezogener Daten verlangen. Sie können darüber hinaus jederzeit ohne Angabe von Gründen von Ihrem Widerspruchsrecht Gebrauch machen und die erteilte Einwilligungserklärung mit Wirkung für die Zukunft abändern oder gänzlich widerrufen. Sie können den Widerruf entweder postalisch (an die Geschäftsstelle) oder per E-Mail (info@hv-her-wan.de) an den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V. übermitteln. Es entstehen Ihnen dabei keine anderen Kosten, als die Portokosten, bzw. die Übermittlungskosten je nach gewählter Übertragungsart.

Ich möchte die Arbeit des Historischen Vereins Herne / Wanne-Eickel e.V. unterstützen und beteilige mich mit einer Spende.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer	PLZ/Ort
Telefon	E-Mail
Geb.Datum:	Unterschrift:

Ich spende dem Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel:

- | | |
|----------------------------------|--|
| <input type="checkbox"/> € 5,- | <input type="checkbox"/> einmalig |
| <input type="checkbox"/> € 10,- | <input type="checkbox"/> monatlich |
| <input type="checkbox"/> € 15,- | <input type="checkbox"/> vierteljährlich |
| <input type="checkbox"/> € _____ | <input type="checkbox"/> halbjährlich |
| | <input type="checkbox"/> jährlich |

Kopieren, vollständig ausfüllen, ggf. zweimal unterschreiben und einsenden an:
 Historischer Verein
 Herne / Wanne-Eickel e. V.
 Schillerstraße 18 - 44623 Herne

(auch gerne per E-Mail oder Fax an die Geschäftsstelle)

Wie soll das geschehen:

- Ich überweise den Betrag auf das Konto des Historischen Vereins Herne / Wanne-Eickel e. V. (Volksbank Bochum Witten eG: IBAN: DE24 4306 0129 0170 5205 00 BIC: GENODEM1BOC)
- Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V., den Betrag von meinem Konto einzuziehen (Einzugsermächtigung; jederzeit ohne Fristen widerrufbar!):

Kontoinhaber:	Bank:
IBAN: DE __ ____ ____ ____ ____ __	
Datum:	Unterschrift:

Eine Freundschaft über Generationen

Eine Erzählung über eine Freundschaft, die seit drei Generationen besteht, zwei Kriege überstanden hat und seit über 100 Jahre Bestand hat.

Wir wohnen seit Generationen in Börnig. Meine Großeltern hatten dort am Berkel einen Bauernhof. Der 1. Weltkrieg hatte in jener Zeit viele Familien auseinandergerissen und viele Kinder zu Waisen gemacht. Die Kriegswaisen aus dem Castroper Waisenhaus wurden in den Kriegswirren einfach zu den Bauern in der Umgebung gebracht. Auch meine Großeltern bekamen ein Mädchen zugewiesen, dessen Eltern tot waren. Sie hieß Wilhelmine. Meine Großeltern nannten sie »Mimi«. Sie wurde wie ein eigenes Kind im Flause aufgenommen. Meine Mutter und Mimi waren gleichaltrig und wurden schnell dicke Freundinnen und das für immer!

Mit 14 Jahren wurde meine Großeltern das Mädchen wieder weggenommen, sie mußte »in Stellung«. So hieß das damals. Sie kam zu einem Bauern nach Ellinghausen, Sauerland. Sie blieb dort und heiratete später einen Bauernsohn.

Die Freundschaft zu unserer Familie in Börnig aber blieb. Das junge Paar pachtete im Nachbardorf, Elminghausen, einen Bauernhof, den sie später kauften. Sie bekamen drei Söhne und eine Tochter. Zwei Söhne fielen im II. Weltkrieg. Nur Tochter Anni und Sohn Karl blieben ihnen.

Als 1943 im Ruhrgebiet die Kindern wegen der dauernden Bombenangriffe evakuiert wurden, sollten auch meine Schwester und ich nach Pommern. Meine Eltern umgingen diese Evakuierung nach Pommern, indem meine Schwester und ich von »Tante Mimi« in Elminghausen aufgenommen wurden und dort wie eigene Kinder willkommen waren. Vom Kriegsgeschehen im Ruhrgebiet bekamen wir dort nicht so viel mit.

Wir mußten dann nach Willertshagen in die Schule. Dort wurden wir als sogenannte »Bom-

benkinder« von den anderen Schülerinnen und Schülern nicht immer freundlich aufgenommen. Unser Schulweg war zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück! (Ein Schulbus war noch nicht erfunden!) Besonders anstrengend war es im Winter, wenn der Schnee manchmal bis zu einem Meter hoch lag. Onkel August hat uns dann oft mit dem Schneepflug vor dem Trecker einen Weg gebahnt. 1945, nach dem Ende des Krieges, kehrten meine Schwester und ich wieder nach Börnig auf unseren Hof zurück.



Mimi um 1930

Nach dem Tod von Tante Mimi und Onkel August übernahm Karl, der einzige verbliebene Sohn, den Bauernhof. Er heiratete und bekam mit seiner Frau Anne acht Kinder. Mit Anne, heute 92 Jahre alt, habe ich noch immer sehr regen Kontakt. Auch aus der Familie bekomme ich noch heute regelmäßig Besuch.

Ich erinnere mich gerne an Elminghausen. Wir Kinder haben jahrelang dort unsere Schulferien verbracht. Wir kannten zwar kein Mallorca, haben uns aber trotzdem immer sehr auf unsere »Ferien auf dem Bauernhof« im Sauerland gefreut. Unsere Eltern haben uns regelmäßig im Sauerland besucht und halfen dann in der Landwirtschaft mit.

Wenn unsere Eltern da waren, waren die Abend immer sehr gesellig. Es gab selbst gemachten Likör. Für uns Kinder gab es »Rührkotten«. Der bestand aus Rahm, mit Zucker oder Gelee gesüßt. Das war für uns Kinder Spitze! So etwas kann man nicht kaufen.

Heute bewirtschaftet der Enkelsohn Karl von Tante Mimi den Hof mit 350 Milchkühen. Zu unserer Zeit waren es etwa 20. So ändern sich die Zeiten.

Fazit: Eine echte Freundschaft währt ewig!
Gerdi Kernbach-Tinnemann

100 Jahre »Heroldstraße ...«

... wären am 29.07.2021 Anlass zum Feiern gewesen. Wie im Wiki der Herner Stadtgeschichte zu lesen ist, wurde die Heroldstraße am 29. Juli 1921, von der Gemeindevertretung Holthausen, benannt. Ihr Name leitet sich von Dr. agr. h.c. Dr. Phil. h.c. Karl Herold (geboren am 20. Juli 1848 auf Gut Loevelinkloe in Amelsbüren bei Münster, gestorben am 13. Januar 1931 in Münster) ab. Herold gehörte ab 1898 dem Reichstag, von 1899 an dem Preußischen Landtag und von 1919 bis 1920 der Weimarer Nationalversammlung an.

Zu diesem Anlass war ein kleines Straßenfest, was ausschließlich von und für die Anwohnerinnen und Anwohner der Heroldstraße gewesen wäre, geplant. Es konnte leider wegen der damaligen Corona Auflagen nicht stattfinden.

Wie schön hätte es ohne diese Auflagen werden können. Die Kinder hätten mit Straßenmalkreide ihrer Heroldstraße Geburtstagsbilder auf den Bürgersteig gemalt. In den Gärten hätte es Gelegenheit gegeben, sich nachbarschaftlich unter freiem Himmel zu treffen und jeweils ein mobiles Picknick mit den eigenen Speisen und Getränken durchzuführen.

Am 02. Juli 1983 fand das erste Straßenfest in der »kleinen Heroldstraße« (= eine namensgleiche Sackgasse in der Heroldstraße) statt. Die »kleine Heroldstraße« wurde festlich geschmückt und die Anwohnerinnen sowie Anwohner nahmen gemeinsam Platz an extra für diesen Tag aufgestellten Tischen. Alle beteiligten sich an der Vorbereitung, dem Feiern unter freiem Himmel und später dem Aufräumen. Damals kamen 90 Personen zusammen und es wurde – neben hausgemachten Leckereien und nicht alkoholischen Getränken – auch 160 Liter Bier angeboten.



Foto (privat) v. 02.07.1983

Das Straßenfest begann um 16:00 Uhr und endete erst gegen 03:00 Uhr morgens. Die Stimmung war sehr gut. Es wurde gemeinsam gegessen, getanzt, gefeiert und gelacht.

Bereits im Juli 1984 folgte das zweite Straßenfest in der »kleinen Heroldstraße«. Im Organisieren und Feiern von Straßenfesten bereits erprobt, zeigten sich auch hier Gemeinschaft und Tatendrang der Anwohnerinnen und Anwohner.

Für die Statistik: Es waren ca. 80 Personen anwesend und – neben hausgemachten Leckereien und nicht alkoholischen Getränken – gab es diesmal 130 Liter Bier. Von Klein bis Groß, ... für alle war was dabei und es wurde von 16:00 Uhr bis 01:00 Uhr gemeinsam gefeiert.

Aller guten Dinge sind bekanntlich drei. Bereits am 19.07.1986 folgte das dritte Straßenfest in der »kleinen Heroldstraße«. Alle packten in gewohnter Weise mit an und das Straßenfest begann, wie immer um 16:00 Uhr. 70 Personen kamen insgesamt zusammen und – neben den bereits erwähnten hausgemachten Leckereien und nicht alkoholischen Getränken – waren diesmal stolze 110 Liter Bier mit im Angebot.

Foto (privat) v. 19.07.1986



Am 31.07.2021 saßen einige Nachbarinnen und Nachbarn in einem Vorgarten auf der Heroldstraße beisammen, um in Erinnerungen zu schwelgen und – nicht nur digital, Pläne zu schmieden: »Leuchtende Heroldstraße« im Herbst, Vorgarten Treffen, etc. – natürlich alles unter Beachtung der evtl. geltenden Regeln für gegenseitige Besuche im Freien...

Anna-Maria Penitzka
www.anne-p.de

1943 - 1948 – Krieg und Nachkriegszeit

Als die Bombenangriffe der Amerikaner und Engländer auf das Ruhrgebiet in erschreckendem Maße zunahmen, wurde verfügt, dass alle Schulkinder in weniger gefährdete Gebiete zu evakuieren sind. Im Juli und August 1943 erfolgte die Durchführung. Die Schule Ludwigstraße in Herne-Horsthausen, die mein Bruder Willi besuchte, sollte nach Zippnow (Kreis Jastrow, Bezirk Schneidemühl in Hinterpommern) evakuiert werden. Eltern der Kinder durften nicht mit, nur das Lehrpersonal begleitete die Kinder. Rektor Ludwig Kaufhold, der alles zu organisieren hatte, erinnerte sich an meine Mutter als anerkannt gute Berufsköchin und überredete sie, mit nach Pommern zu kommen, um das Lehrpersonal zu bekochen. Meine Mutter sagte zu, da sie damit in der Nähe ihres Sohnes Willi war und auch mich mit in das »sichere« Pommern nehmen konnte.

Es war ein Riesenaufmarsch am Güterbahnhof an der Horsthauser Straße, gegenüber dem Horsthauser Friedhof. Hier standen mehrere Personenzüge für die Herner Schulen bereit. Insgesamt wurden rund 6.000 Herner Schulkinder und rund 200 Erzieher/Lehrer evakuiert. Als die Verwandten und Nachbarn erfuhren, daß meine Mutter mitfährt, bekam sie »Nachwuchs«: Mein Vetter Gerd-Heinrich und ein Nachbarsmädchen mit Namen Inge Lehanka kamen in die Obhut meiner Mutter. So war das damals, man hielt zusammen.

Das »Ereignis« wurde von Herrn Reck, Hobby-Fotograf in der Zechensiedlung Friedrich der Große, in Fotos festgehalten.

In Zippnow wurden wir einem Gutshof zugeteilt. Der Gutsherr überließ uns »freundlicherweise« einen abgetrennten Verschlag im Pferdestall als Unterkunft. Wenn wir abends unser Strohlager aufsuchten, mußte meine Mutter erst die Mäuse und deren Hinterlassenschaften beseitigen. Aus der uns zur Verfügung stehenden Pumpe im Pferdestall kam nicht nur Wasser, sondern auch Käfer und Würmer. Meine Mutter beschwerte sich darüber bei der Parteiführung im Dorf. Nach einiger Zeit bekamen wir dann einen Raum zugewiesen, der eigentlich für den wöchentlichen Arztbesuch im Dorf reserviert war. Vetter Gerd-Heinrich z. B. hatte seinen

Schlafplatz auf der Untersuchungsliege.

Gott sei Dank war für die Verpflegung gut gesorgt, da meine Mutter uns aus der Lehrerversorgung mit verpflegte. Nach einigen Monaten wurde die Situation in Zippnow aus zwei Gründen problematisch. Zum einen sickerte gerüchteweise durch, dass die Russen aus dem Osten näher kamen. Auf absehbare Zeit schien auch das »sichere« Pommern nicht mehr sicher zu sein. Zum anderen gefiel meiner Mutter die Ungastlichkeit in Zippnow überhaupt nicht. Sie bat brieflich meinen Vater, uns von Pommern abzuholen.

Kurze Zeit später war mein Vater in Zippnow. Aber so einfach war das nicht mit der Rückreise. Fahrkarten nach Herne zu kaufen, war nicht möglich, da nicht erlaubt. Also kaufte mein Vater nur Fahrkarten nach Berlin. In Berlin hatten wir einen sehr langen Aufenthalt. Mein Vater kaufte die Fahrkarten nach Herne und nutzte dann die Zeit für eine Schnellbesichtigung.

Was davon bei mir in starker Erinnerung geblieben ist, war die Ehrenwache vor der Reichskanzlei. Ich dachte, die wachstehenden Soldaten wären aus Stein!

Erwähnen möchte ich noch eine kleine Episode, die sich beim Abschied in Zippnow zutrug. Die Gutsherrin bat meine Mutter, meinen Bruder Willi bei sich behalten zu dürfen. Sie würde meiner Mutter dafür auch »eine fette Gans« schenken. Wenn ich später mit meinem Bruder mal etwas Zoff hatte – was unter Geschwistern ja vorkommt – habe ich immer zu meiner Mutter gesagt: »Hätten wir doch lieber die Gans genommen«.

Nach einigen Tagen in unserer Wohnung in Herne, Hilligenwall 12, zogen wir dann zu meiner Großmutter und Tante Hedwig nach Waltrop, Im Sauerfeld 5 / Am Knapp. Waltrop galt zu dieser Zeit als »nicht bombengefährdet« (was sich allerdings später als Irrtum herausstellte).



In Waltrop schien es uns sicherer als in Herne und die Aussicht auf Versorgung war besser. Meine Mutter arbeitete bei diversen Bauern, vorwiegend auf dem Feld. Ich war fast immer dabei. Eines Tages entdeckte ich ein Wespennest und stocherte mit einem Stock darin herum. Sofort kam der ganze Wespenschwarm heraus und ich lief zu meiner Mutter und den anderen dort arbeitenden Frauen, verfolgt vom Wespenschwarm. Das gab ein Geschrei und Gerenne.

Tante Hedwig war bei Beckmann im Dorf beschäftigt (Landwirtschaft, Gaststätte und Kornbrennerei). Die Tätigkeit bei Beckmann hatte auch den Vorteil, dass wir Milch und Eier erhielten. Tante Hedwig musste dort in der Küche und im Stall wirklich schwer arbeiten, denn zu der Zeit wurden z. B. die Kühe alle noch mit der Hand gemolken. Tante Hedwig hatte übrigens eine einmalige Gabe: Sie konnte aus einem (!) Ei für uns alle (5 Personen) Rührei machen.

Meine Oma hatte stets ein Schwein im Stall. Das Schlachtfest war immer ein großes Ereignis. Das Schwein wurde komplett in der Küche zerlegt, verwurstet und alles zur Lufttrocknung oder Pökellung vorbereitet. Es gab einen sog. »Fliegenschapp« (Plattdeutsch für: Fliegensicherer Schrank), wo die Würste, Schmalz, Panhas, Schinken etc. aufbewahrt wurden und ein Pökelfass.

Die Versorgung war gut, da die Oma einen großen Garten eigenhändig bewirtschaftete. Grünkohl, Rot- und Weißkohl, Kohlrabi, Möhren, Bohnen, Kartoffeln, Salat – nichts musste zugekauft werden, ausser Mehl, Salz und Zucker. Wir waren sozusagen Selbstversorger.

Im Sommer ging meine Oma schon immer um 5:00 Uhr in den Garten, da sie die Mittagshitze nicht gut vertragen konnte. Sie hatte stets eine blaue Arbeitsschürze um, mit der alles transportiert



Oben: Güterbahnhof Herne. Unten: im Zug nach Pommern.

wurde. Sie sprach nur - und das ausschließlich - reines Münsterländer Platt. Deshalb habe ich bis heute keine Mühe, Plattdeutsch zu verstehen.

Im Keller hatten wir einen relativ großen Vorrat an Kartoffeln, Möhren im Sandbett sowie mehrere Sauerkraut- und Bohnenfässer. Für die Herstellung des Sauerkrautes kam ein Mann, der ein Schneidebrett besaß und damit Lohnarbeit machte. Der Mann schnitt die Weißkohlköpfe und ich durfte mithelfen den Fassinhalt zu stampfen. Immer Kohl, Salz, Kohl ... und gut stampfen. Oben kam dann ein Brett mit einem großen Stein drauf. Fertig.

Der Schweinetoopf wurde immer von Oma im Keller zubereitet. Es war ein großer Einkochkessel, gefüllt mit allen möglichen Sachen aus dem Garten: Kartoffeln, Kohlblätter, Futtermöhren usw. Die Kleie brachte Tante Hedwig von Beckmann mit. Ich fand den Geruch vom Schweinetoopf immer so toll, daß ich am liebsten mit einem Löffel zugelangt hätte. Diesen »Duft« habe ich noch heute gespeichert.

Die relativ friedliche Situation änderte sich rapide, als die Amerikaner anfangen, noch intensiver das Ruhrgebiet zu bombar-

dieren. Eines der Hauptziele war Dortmund, nicht weit von Waltrop entfernt. Man weiß heute, das es den Amerikanern und Engländern nicht nur darum ging, die Fabriken zu zerstören, nein, man wollte gezielt die Zivilbevölkerung vernichten und kriegsmüde machen.

Zum Glück hatten wir ca. 20 m von dem Haus Sauerfeld 5 entfernt einen Eingang zu einem unterirdischen Bunker. Es ging dort per Stufen ca. 10 m unter die Erde und dann als Stollen ca. 150 m weit bis zur Mergelkuhle der Ziegelei an der Brockenscheider Straße. Dieser Ausgang war nur als Notausgang vorgesehen. Der Bunker war relativ sicher, da sich über uns eine Lehm-/Mergelschicht befand. Gebaut wurde er für die Schule Taeglichsbeckstraße und für die ersten Häuser der Zechensiedlung. In der Zechensiedlung selbst stand (und steht noch immer) ein Beton-Hochbunker.

Sobald Fliegeralarm ertönte, liefen wir alle schnellstens zum Bunker Eingang. Ein länglicher Wäschekorb mit den notwendigen Sachen (Papiere, Decken, Brot) stand immer gepackt bereit. Durch die Nähe des Bunkers zum Haus waren wir immer ziemlich die ersten im Bunker. Wenn die Bomber nachts kamen und ich aus dem Schlaf gerissen wurde, durfte ich im Bunker auf dem großen Wäschekorb weiter schlafen. Da es im Lehm-/Mergel-Bunker kalt und sehr feucht/nass war, war dicke Kleidung angesagt. In der schlimmsten Zeit des Bombenterrors schliefen wir in Kleidung, um keine Zeit mit Ankleiden zu verlieren.

Die Situation mit den Bombenangriffen wurde immer schlimmer. Man mußte in jeder Minute - Tag und Nacht - damit rechnen, daß Fliegeralarm gegeben wurde. Hinzu kam, das die konzentrierten Angriffe dazu führten, dass oft zu spät Fliegeralarm gegeben wurde. Dann schafften wir noch nicht einmal mehr die 20 m bis zum Bunker und hockten stundenlang im Keller. Dies passierte auch bei einem der heftigsten Bombenangriffe auf Dortmund. (23./24. Mai 1944) Die ganze Erde zitterte und bebte stundenlang. Angst stand allen im Gesicht geschrieben. Meine Oma war immer ganz ruhig im Gebet vertieft. Heute weiß man, dass alleine in dieser Nacht 652 Sprengbomben, 162 Minenbomben, 120.000 (!) Stab- und Flüssigkeitsbrandbomben (Phos-

phor!) auf Dortmund abgeworfen wurden. Diese Brandbomben waren ein Verbrechen an der Menschlichkeit, da sie ausschließlich die Zivilbevölkerung auslöschen sollten. Churchill hatte ausdrücklich angeordnet, die Wohngebiete mit Brandbomben zu bombardieren!

Mein dramatischstes Kriegserlebnis möchte ich gerne etwas ausführlicher schildern. In der Schule Taeglichsbeckstraße - räumlich von uns nur durch den Schulhof getrennt - waren häufig deutsche Soldaten, welche im Rahmen der Truppenbewegungen dort für ein oder zwei Tage Unterkunft bezogen. Als ich einmal wieder auf dem Schulhof spielte, kamen die alliierten Tiefflieger - ohne vorherigen Fliegeralarm! Schnell wollte ich zum Bunker-Eingang rennen, als aus der Schule ein deutscher



Die Schule in Zippnow.



Ansichtskarte: Zippnow über Jastrow. An Gerh. Sch...
Text Rückseite: Meine Lieben! Teile Euch mit, dass u...
Quartier bekommen und zwar ins Casino, wo wir au...
haben. Ich mache dort des Morgens ___ en und am...
frei. Mit Gruß Gertrud



Soldat herausgelaufen kam, mich zu Boden riss und meinen Körper mit seinem Körper schützte. Wir kamen beide unverletzt davon. Als die Tiefflieger weg waren, brachte er mich schnell zum Bunkereingang

und lief zu seiner Unterkunft (Schule) zurück. Nie habe ich erfahren, wer dieser Soldat war, der mir wahrscheinlich mein Leben gerettet hatte, da die amerikanischen Tiefflieger auf alles was sich bewegte »Tontaubenschiessen« machten. Am nächsten Morgen waren die deutschen Soldaten abgerückt.

Mein persönlicher Dank: Ich gehe oder fahre noch heute an keiner Kriegsgräberstätte achtlos vorbei!

Auch meine Mutter machte mit diesen amerikanischen Tieffliegern schlimme Erfahrungen. Als sie einmal wieder vom Hamstern in den Riesefeldern von Tiefflie-

gern überrascht wurde, welche sofort die ganze Straße mit Maschinengewehrfeuer unter Beschuss nahmen, rettete sie sich mit einem Sprung - samt Fahrrad - in den nächstbesten Graben. Es war einer dieser Bewässerungsgräben in den Riesefeldern, mit verdünnter Jauche. Mit erheblichen Verletzungen, übelriechend, einem kaputten Fahrrad und dem Verlust der Hamsternware, kam sie weinend im Sauerfeld an. Dieses Bild werde ich auch nie vergessen.

In dieser Zeit spielt auch eine Geschichte, die ich ebenfalls unbedingt festhalten möchte. Ich spielte eines Tages mal wieder vor dem Haus unter den großen Kastanienbäumen, als mich ein Mann fragte, ob ich Feuer für seine Zigarette hätte. Unbekümmert sagte ich, er solle mit zu meiner Oma kommen, die hätte Streichhölzer. Als meine Oma den Mann erblickte, fiel sie fast in Ohnmacht - es war ein polnischer Zwangsarbeiter von der Zeche Waltrop. Er war jedoch sehr verschüchtert und höflich zu meiner Oma und wollte wirklich nur Feuer für seine Zigarette. Oma fragte, ob er Hunger habe und gab ihm ein Butterbrot. Er bedankte sich unglaublich und sagte, dass er als Dolmetscher im Lager öfter Ausgang habe, um im Dorf Besorgungen zu machen.

Am nächsten Tag war er wieder da, als meine Oma im Garten arbeitete. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Spaten meiner Oma, um ihr die schwere Arbeit abzunehmen. Dies war sehr gefährlich für beide. Jeder Kontakt mit Gefangenen war strengstens verboten und wurde bestraft. Aber da wir abseits wohnten, sah es keiner.

Das ging eine ganze Zeit so weiter. Er tauchte immer mal wieder bei meiner Oma auf. Als das Lager 1945, nach dem Einmarsch der Amerikaner, geöffnet wurde, kam der Pole mit Namen Stanislaus öfter und brachte meiner Oma Lebensmittel, die die befreiten Zwangsarbeiter wahrscheinlich in den Läden in Waltrop geplündert hatten. 1947/1948 erhielt meine Oma vom Stanislaus Post aus Kanada, wo er inzwischen gelandet war. Er konnte nicht nach Polen zurück, da Kollaborateure (und als



am 10.08.1943. Ich habe heute ein neues Haus. Durch gute Verpflegung und Nachmittags hab ich



solche galten auch Dolmetscher in Gefangenlagern) in Polen an die Wand gestellt wurden.

In diesem Zusammenhang fällt mir noch eine schöne Geschichte von meiner Verwandtschaft in Waltrop ein. Ich hatte bei der Tante meiner Mutter (eine Halbschwester meiner Oma), im Schaufenster ihres Schuhgeschäftes ein paar Gummistiefel für Kinder gesehen und erzählte es meiner Mutter. Sie ging daraufhin zu ihrer Tante und bat, ihr diese Gummistiefel für mich zu verkaufen. Sie lehnte es ab, da meine Mutter dafür keinen Bezugsschein hatte. Verärgert über das Verhalten ihrer Tante ging meine Mutter mit mir zum NSDAP Ortsbüro und bekam den erforderlichen Bezugsschein. Grund: Der angeheiratete Vetter meiner Mutter, Lehrer Heinz K., war NSDAP Ortsgruppenleiter in Waltrop. Er wohnte auf der Adolf-Hitler-Straße (heute Bahnhofstraße) in einer schönen ihm gehörenden Villa. In dieser wohnte auch mein Patenonkel Emil mit Frau und Tochter Evi.

Voller Stolz legte meine Mutter bei ihrer Tante den Bezugsschein vor und ich erhielt die Gummistiefel - damals eine Rarität. Während meiner Kindheit trug ich überwiegend Holzschuhe (Klumpen). Bei Regenwetter waren Gummistiefel natürlich besser. In unserer Nähe (in Leveringhausen) wohnte ein Holzschuhmacher, wo die Holzschuhe nach Maß angefertigt wurden. Ich habe sie gerne getragen, mit dicken von der Oma gestrickten Wollsocken.

Und so erlebte ich das Kriegsende in Waltrop:

Die Truppenbewegungen der deutschen Soldaten wurden immer hektischer. Da die Schule Taeglichsbeckstraße oft mit Soldaten überbelegt war, wurden ankommende Soldaten auch in den Trockenschuppen der Ziegelei an der Brockenscheider Straße untergebracht. Diese Ziegelei, nur ca. 200 m vom Haus entfernt, hatte früher meinem Ur-Opa Anton Heitfeld (Bauunternehmer, Ziegeleibesitzer, Gründer der Waltroper Feuerwehr und erster Feuerwehrhauptmann von Waltrop sowie Erbauer des Waltroper Krankenhauses) gehört.

Eines Morgens waren alle deutschen Soldaten aus Ihrer Unterkunft in der Schule Taeglichsbeckstraße und aus den Trockenschuppen der Ziegelei verschwunden. Es

hieß, die Amerikaner stehen kurz vor dem Einmarsch in Waltrop.

Meine Mutter, mein Bruder Willi und ich waren bei unserem Nachbarn Herrn Wenner auf der Taeglichsbeckstraße zu Besuch. Als wir gehen wollten, sahen wir durch die Glasscheiben der Haustür, wie mehrere amerikanische Soldaten, alle mit Maschinenpistolen im Anschlag, über Heitfelds Kuhweide auf das freistehende Haus zukamen.

Meine Mutter trat mit uns Kindern vor die Haustür und wir stellten uns an der Hauswand auf. Mein Bruder Willi und ich hatten fürchterliche Angst, doch meine Mutter behielt die Nerven. Die Amerikaner fragten »Wo deutscher Soldat?«. Meine Mutter versicherte, hier sei kein deutscher Soldat. Sie durchsuchten das ganze Haus vom Keller bis zum Dachboden. Sodann mussten wir mit zum nächsten Haus, weil wir ja dort wohnten. Hier die gleiche Frage nach deutschen Soldaten an meine Oma. Meine Mutter entspannte die Situation: Sie holte eine Flasche Münsterländer Korn (von der Kornbrennerei Beckmann) und Schnapsgläser und gab den Soldaten zu trinken, was sie auch taten. Aber dennoch durchsuchten sie jeden Winkel des Hauses nach deutschen Soldaten. Nachdem sie festgestellt hatten, dass nur Frauen und Kinder im Haus waren, gingen sie weiter in Richtung Brockenscheidt.

Wenige Stunden später zogen die Amerikaner in großen Kolonnen in Waltrop ein. Wir gingen ins Dorf und schauten uns das Schauspiel von der Wirtschaft Munsch (früher gegenüber Schuhhaus Röttger) aus an. Panzer, Lastwagen und offene Personewagen (Jeeps) rollten an uns vorbei in Richtung Dortmund. Hierbei sah ich auch zum ersten mal in meinem Leben Menschen mit dunkler Hautfarbe.

Wenige Zeit später folgten Engländer, welche in Waltrop Häuser beschlagnahmten und dort Quartier bezogen. Auch das Haus des Ortsgruppenleiters Heinz K. wurde beschlagnahmt. Meine Tante und meine Cousine Evi, die auch dort in dem Haus wohnten, mussten raus und kamen vorübergehend bei uns im Sauerfeld unter.

Die Amerikaner mussten am Kanal Halt machen, da die Kanalbrücke am Bahnhof Waltrop gesprengt war. Sie bauten sofort eine Ponton-Brücke. Aber bereits wenige

Tage später kamen Lastwagen zur Ziegelei an der Brockenscheidter Straße und holten tagelang alle fertigen und halbfertigen Ziegelsteine ab. Diese wurden in den Kanal geschüttet, um einen provisorischen Übergang zu errichten. Immer wenn ein Lastwagen sich der Ziegelei näherte, wurde er von Kindern umringt, die nach Süßigkeiten oder Kaugummi bettelten. Da mich der Verwalter, Herr Plöger, als Nachbarskind gut kannte, durfte ich auf dem Ziegeleigelände die Amerikaner anbetteln. Ich bekam fast von jedem Fahrer etwas, meistens sogar eine Tagesration. Das waren kleine Päckchen, ungefähr so groß wie ein dickes Buch, mit Keks, Kaffeepulver, Schokolade, Rosinen, Kaugummi und Zigaretten. Meine Oma und meine Mutter waren überglücklich über den Kaffee. Die Zigaretten habe ich alle für meinen Vater in einer Schublade gesammelt. Es waren in jedem Päckchen immer fünf Zigaretten. Wenn dann mein Vater kam und die Zigaretten sah, hat er gejubelt vor Freude. Übrigens: Das Fahrrad von meinem Vater hatte »Wasserschlauch-Bereifung«. Luftbereifung gab es nicht und so wurden die Felgen, auf der Zeche, mit Wasserschlauch bezogen.

Kaugummi hatte ich in großen Mengen gesammelt und ging sparsam damit um. Bis mir dann eines Tages das ganze Kaugummi von meiner Mutter abgenommen wurde. Der Grund: Mein Bruder Willi hatte erzählt, ich würde Kaugummi immer herunter schlucken. In Wirklichkeit wollte er nur bezwecken, dass er meinen Kaugummi Vorrat bekam. Es ist ihm gelungen.

Willi war sowieso erfinderisch. Ein Beispiel: Bei Kriegsende wurden oft stehende Güterzüge geplündert. Als Willi mal an einer Plünderung am Bahnhof Waltrop teilnehmen wollte, wurde er von einem Erwachsenen geschlagen und verjagt. Daraufhin beobachtete Willi, dass der Mann immer mit seiner Beute zum Fahrrad ging und dort alles in einer Kiste verstaute. Als er wieder weg war, hat Willi zusammen mit seinem Freund Siegmund M. einfach die ganze Kiste geklaut. Anschliessend hatten wir unendliche viele Rollen Paketband. Später in Herne habe ich immer noch meine Windvögel mit dem geklauten Band steigen lassen.

Doch nun zurück zu den Amerikanern, bzw. Engländern. Als diese den Kanal in



Gerd E. Schug in Waltrop.

Richtung Rieselfelder überquert hatten, beschlagnahmten die Engländer die an der großen Kreuzung Borker Straße / Oberlipper Straße gelegene Gaststätte Niehues. Die Inhaberin war eine Cousine meiner Mutter, eine geborene Heitfeld. In unserem Sprachgebrauch hieß sie »Maria von der Lippe«. Sie vermittelte, dass meine Mutter für die englischen Offiziere kochen sollte. Nach einem Probekochen wurde meine Mutter sofort angenommen. Das war für uns ein Glücksfall. Von nun an war unsere Versorgung wesentlich besser. Während ihrer Arbeitszeit durfte meine Mutter so viel essen, wie sie wollte. Aber sie durfte nichts mit nach Hause nehmen. Wenn sie jedoch abends mit dem Jeep im Sauerfeld ankam, hatte sie Allerlei am Körper versteckt. Oma hatte nämlich sofort eine Idee und nähte meiner Mutter lauter kleine Taschen an den Unterrock. Nun gab es abends Rosinen, Butter, Kekse usw. Außerdem kam meine Mutter auf folgende Idee:

Die Engländer verlangten jeden Tag eine Vorsuppe. Fleisch dafür war reichlich vorhanden. Meine Mutter kochte eine Klare Suppe. Das gekochte Fleisch aßen die

Engländer nicht. Das Suppenfleisch füllte meine Mutter in eine große Milchkanne, die sie abends mitnahm ... zwecks Entsorgung! Das gekochte Fleisch galt nicht als Diebstahl, es war für die Engländer Abfall. In dieser Zeit war dann abends bei uns immer Verwandten-Treffen.

Für mich hatte das Kriegsende auch den Vorteil, dass ich endlich wieder draussen ohne Angst spielen konnte. Meine Spielkameraden waren Christel Schlüter und die Geschwister Jung, Marianne und Adolf, deren Vater der Hausmeister von der Schule Taeglichsbeckstraße war. Später kam noch Heinz Fütterer dazu, als seine Eltern im Sauerfeld einzogen.

Mit Christel Schlüter habe ich fast jeden Tag, wenn gutes Wetter war, die Schafe ihrer Eltern gehütet. Das Schafe hüten fand fast immer auf dem Ziegeleigelände, oberhalb der Mergelkuhle, statt, Christel und ich hatten unser größtes Vergnügen, den Abhang bis zum Grund der Mergelkuhle herunter zu rutschen. Abends sahen wir

entsprechend aus ... und ich bekam regelmäßig Schimpfe. Ich muss aber fairerweise sagen, irgendwie hatte ich die Schimpfe auch verdient, da sich wahrscheinlich kein Kind so schmutzig machen konnte wie ich.

Mein Bruder Willi war übrigens in Waltrop in der Hitler-Jugend. Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner hat er mit Hilfe unserer großen Cousine Evi alles im Garten vergraben (Uniform, Mütze, Fahrtenmesser usw.) Später hat er alles wieder ausgegraben, aber nur das Fahrtenmesser war noch brauchbar. Es gab ja damals noch keine Plastik-Säcke. Er hat mir dann das Fahrtenmesser geschenkt und ich hatte ein Supermesser zu »Messken«-Spielen. Mein Vater hat allerdings vorher die Hakenkreuz-Raute herausgebrochen.

1948, als sich die Verhältnisse besserten, zogen wir wieder zurück nach Herne, in unsere Wohnung Hilligenwall 12.

Gerd E. Schug



Wieder in Herne

Kindheitsrückblick

**Ach ihr lieben großen Schwestern,
gerne hör' ich was von gestern.
Über große und kleine Sachen
sollt ihr euch Gedanken machen.**

**Wer hat denn für mich gebügelt,
habt ihr mich auch nicht verprügelt?
Auf einem Foto bin ich nass,
wen wundert das, im Badefass.
Fröhlich ging's auf Pommernreise,
Rückfahrt dann auf and're Weise.**

**Viele Häuser sind kaputt,
aufgeräumt wurd' hier der Schutt.
Schlangesteh'n in großer Not
für ein kleines bisschen Brot.**

**Die Zeiten wurden wieder nett,
der Strohsack wich dem Federbett.
Ob Geburtstags-, Weihnachtsfeste,
immer gab es nur das Beste.
Da wurd' nicht nur die Weste eng,
und Wilhelmine guckte streng,
wenn nicht alles aufgeessen.
Habt ihr die alte Zeit vergessen?**



Winfried Priebe



Zeichnung: Udo Gömer

St. Bonifatius-Kirche – Kreuzkirche

Heute eint Dionysius die gleichnamige katholische Kirchengemeinde mit der aus der alten lutherischen Gemeinde mit ihrer Dionysius-Kirche erwachsenen Kreuzkirchengemeinde.

Beide Kirchengebäude, bestehend oder auch nur zum Teil erhalten, bedürfen einer eigenen, weit größeren Betrachtung, welche diesen Rahmen sprengen würde. Zu wichtig sind beide »Türme« für das Erscheinungsbild der Bahnhofstraße.

Daher nur in Kürze ein Abriss ihrer Geschichte.

St. Bonifatius

Der sichtbare »Finger Gottes« mit Schuhladen ist der Turm der alten St. Bonifatius Kirche an der Bahnhofstraße. Dieser wurde in einem II. Bauabschnitt 1888 vor das Langhaus der 1974 abgetragenen Kirche von 1874 gesetzt.

Schon 1865 wurde an der Glockenstraße, die damals noch für 24 Jahre ohne Namen blieb und dann Marienstraße hieß, ein erstes Grundstück angekauft um ein Pastorat und ein Gemeindefriedhof zu errichten. 1870 kam das heutige Kirchengrundstück hinzu. 1872 - 1874 erfolgte der Bau der neugotischen Kirche nach überarbeiteten Plänen einer Kölner Baufirma durch den Architekten Gerhard August Fischer. Der zweite Bauabschnitt stammte aus seinen Händen. Fischer wurde ab 1890 als Förderer und Errichter der Rekonstruktion des Schlosses Burg an der Wupper bekannt.

Schon sehr bald machten sich Bergsenkungen bemerkbar und die Kirche wurde mit Stahlstreben gesichert. Auch sichtbare Verstrebungen zwischen den Gewölben wurden notwendig.

Nach großen Diskussionen im Kirchenvorstand wie in allen dazu abgehaltenen Podien, entschloss sich die Gemeinde schweren Herzens einen Neubau zu errichten und die alte Kirche abzutragen. Kurz wurde überlegt, auch den Turm zu opfern, aber zum Glück steht er noch immer in seiner imposanten Schönheit. Das in seinem Fuß ein Ladenlokal vorhanden ist, war für lange Jahre eine Einmaligkeit in Deutschland. Im Oktober 1975 endete also die Geschichte dieses Gotteshauses. Zahlreiche liturgische Gegenstände sind noch heute im schon fast 50 Jahre »neuen« Gotteshaus zu finden.

Am Turm hängt, in 8 Meter Höhe, seit 1954 eine 75 Zentner schwere Bonifatius Statue des Künstlers Hubert Hartmann (1915 - 2006), aus Anröchter Dolomit. In neun Monaten harter Arbeit schuf er eine zurückhaltende strenge Form mit klarem Gesicht und Händen.

Kreuzkirche

1869 erklärte das Presbyterium der evangelischen Gemeinde Herne, dass die alte Dorfkirche zu klein geworden ist und es, wie es die Katholiken schon planten, einer Neuen bedürfe. Die Gemeinde diskutierte über den Bauplatz und es wurde der Baumgarten des Pastorates an der Bahnhofstraße gewählt. Nördlich verlief ein Weg zur Rosenstraße. Der Durchbruch des Steinweges erfolgte erst um 1908.

Die Architekten Julius Flügge (1843 - 1920) und Peter Zindel (1841 - 1902) wurden beauftragt und der jüngst nach Herne gezogene junge Maurermeister Heinrich Dickhoff (1842 - 1911) errichtete die Kirche.

Als Grundlage des Fundaments dienen die Bruchsteine des Turmes der alten Dionysius Kirche. Der Grundstein – bis heute noch nicht wieder aufgefunden – wurde am 5. Oktober 1873 gelegt. Im Juli 1875 wurde der Turm fertig und das Gebäude, am 2. Dezember 1875, feierlich seiner Bestimmung übergeben. Dazu zog die Gemeinde aus der alten Kirche in die Neue.

Die Kirche ist 44 Meter lang und 27,5 Meter hoch. Der Turm misst bis zum Hahn 57,5 Meter. Die Kirche wurde in Sichtmauerwerk aus roten Ziegelsteinen erbaut, die Gliederungen bestehen aus Sandstein. Das Innere ist als Hallenkirche mit Emporen konzipiert, der Chor hat einen Fünf-Achtel-Schluss. Mehr als 80 Jahre lang wurde sie »Evangelische Hauptkirche« genannt, bis sie 1963 offiziell den Namen »Kreuzkirche« erhielt.

Die beiden Gebäude stehen »natürlich« unter Denkmalschutz, der Bonifatius Turm seit 1993 (345), die Kreuzkirche schon seit 1988 (28).

Eine kleine Randnotiz zum Bauunternehmer Heinrich Dickhoff, dem Errichter der Kreuzkirche: Als 1887 der Turm und das Westwerk der Bonifatius-Kirche errichtet werden sollte, bekam er den Auftrag. Dass er im katholischen Kirchenvorstand saß, spielte allerdings nur eine untergeordnete Rolle.

Beide Türme sind also seinem Baugeschick zu verdanken. Auch eine Art der sichtbaren Ökumene vor Ort.



Andreas Janik

Sonderteil

Das Tagebuch von
Wilhelm Behrendt
1939 - 1943



Die erste Sonderausgabe

Editorial

Nun liebe Leser*innen, vor euch liegt die erste Sonderausgabe des Boten.

Der Historiker Michael Brenner schrieb im Spiegel 4/2020 das Essay »Die Gefahr erkennt man immer zu spät«. Darin warnt er davor, die Anfänge zu verkennen. Man stellt sich oft die Frage, hätten die Menschen früher, um 1933, nicht schon erkennen können, wohin die Politik der NSDAP führen wird? Warum hat die Bevölkerung damals nicht gegengesteuert? Warum haben so viele Menschen so begeistert mitgemacht? Aus unserer heutigen Sicht war es doch ziemlich eindeutig, wohin das führen wird.

Wir stehen heute wieder an diesem Punkt, wo wir uns fragen müssen, ab wann wir etwas gegen diese Strömungen in der Politik und in der Gesellschaft tun müssen.

»Im ersten Flugblatt der Weißen Rose vom 27. Juni 1942 heißt es: ›Wenn jeder wartet, bis der Andere anfängt, werden die Boten der rächenden Nemesis unaufhaltsam näher und näher rücken, dann wird auch das letzte Opfer sinnlos in den Rachen des unersättlichen Dämons geworfen sein.‹ Wann aber ist der Zeitpunkt gekommen, nicht mehr zu warten, sondern zu handeln?«

Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten. Zur damaligen Zeit hatten Menschen teilweise ähnlich gedacht wie wir heute. Es wird nur eine kurze Phase sein, dann erledigt es sich von alleine. Es kann gar nicht so schlimm werden, die Menschen werden schon dagegen aufbegehren. Andere wiederum waren so begeistert worden, das sie die Realität einfach ausgeblendet haben. Mit diesem Tagebuch möchten wir ungeschminkt zeigen, wie die damalige Denkweise war und wie manipulativ die Menschen in den Krieg geführt wurden.

Ich möchte mit einem Satz enden, der mir aus meiner Schulzeit in Erinnerung geblieben ist: »Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.«

Euer Thorsten Schmidt

Kontakt:

redaktion@hv-her-wan.de

Schillerstraße 18

44623 Herne

Fon: (0 23 23) 1 89 81 87

Fax: (0 23 23) 1 89 31 45

Inhalt

»Vom Hitlerjungen zum Frontsoldaten«	38
Vorwort von Gerd E. Schug, Börnig.	38
Kriegstagebuch des Wilhelm Behrendt	39
Vorwort des Bruders, Heinrich Anton Behrendt.	39
Worte an mich!	40
von Wilhelm Behrendt-Schug	40
1939 bis zum Arbeitsdienst	41
Im Arbeitsdienst bis November 1942	43
Einberufung als Soldat	46
Endlich geht es an die Front	48
Glossar	55



Gerd E. Schug mit dem Tagebuch von Wilhelm Behrendt



»Vom Hitlerjungen zum Frontsoldaten«

Autorisierte Erstveröffentlichung der Original
Tagebücher des Wilhelm Behrendt-Schug.

Vorwort von Gerd E. Schug, Börnig.

Mein Vetter Wilhelm Behrendt, geboren am 21. Dezember 1924, verstorben am 13. Januar 2017, hat mir zu Lebzeiten die Genehmigung erteilt, nach seinem Ableben die von ihm verfassten Tagebücher aus dem Zeitraum August 1939 bis 6. Dezember 1943, zu historischen Zwecken veröffentlichen zu dürfen.

Die eindrucksvollen Aufzeichnungen zeigen, wie das Hitler-Regime die damaligen Kinder und Jugendlichen mit ihrer Ideologie verführt hat. Der Weg von einem Hitlerjungen bis zum Frontsoldaten kann mittels der im Original vorliegenden Tagebücher erschreckend genau nachvollzogen werden.

Die Original-Tagebücher wurden vom Bruder des Verstorbenen (Heinrich Anton Behrendt, Flensburg) in Maschinenschrift übertragen und von mir in Buchform zusammengefaßt. Die Entzifferung der Tagebücher war zum Teil eine große Herausforderung, da insbesondere die Eintragungen aus den Schützengräben schwer lesbar waren. Es wurden jedoch keinerlei Ergänzungen, Kürzungen oder Kommentare vorgenommen. Die Original-Aufzeichnungen sprechen meines Erachtens für sich.

Die Veröffentlichung erfolgt wegen des Umfangs in dieser Sonderausgabe und ausschließlich in der Zeitschrift »Der Bote« des Historischen Vereins Herne / Wanne-Eickel e. V.

Nach dem Aufenthalt im Lazarett folgte ein kurzer Heimaturlaub. Bei dieser Gelegenheit hat Wilhelm Behrendt seine Tagebücher seinen Eltern übergeben. Nach seiner Gesundung und Rückmeldung erfolgte ein erneuter Einsatz an der Ostfront. Hier geriet er in russische Gefangenschaft, wobei ihm die erneut geführten Tagebücher von den Russen abgenommen wurden. Übrig blieb ihm ein Holzkoffer (44 x 32 x 17 cm), den er in der Gefangenschaft gebaut hatte.



Erst am 16. Mai 1949 – an meinem 10. Geburtstag – kehrte er schwerkrank aus russischer Gefangenschaft nach Herne zurück.

Er war zeitlebens mein absoluter Lieblingsvetter!

Gerd E. Schug

Kriegstagebuch des Wilhelm Behrendt

Vorwort des Bruders, Heinrich Anton Behrendt.

Das Original seines Kriegstagebuches hat Willy sehr klein geschrieben, weil er große Dokumente in den Schützengräben wohl nicht mit sich führen konnte. Um dies leserlich zu gestalten, haben wir den Text erst vergrößert und dann abgeschrieben und so in eine übersichtliche Form gebracht.

Willy wurde mit dem Jahrgang 1924 in eine Zeit geboren, in der er schon mit neun Jahren den Nationalsozialismus Hitlers erlebte. Er wurde damit groß, wurde begeistert durch die großen Propaganda-Aufmärsche der Hitlerzeit und durch die Zeit im Jungvolk und in der Hitlerjugend.

Wie alle anderen Kinder und Jugendlichen, auch ich gehörte dazu, glaubten wir an das, was durch die Propaganda unters Volk gebracht wurde. Dazu gehörten auch die Nachrichten, wie Deutsche in Polen oder Tschechien schlecht behandelt, ja drangsaliert wurden. Ganz zwangsläufig fand man es richtig, wenn gegen diese Länder vorgegangen wurde.

Vielleicht kann man bei dieser Vorgeschichte verstehen, mit welcher Begeisterung junge Menschen Soldaten wurden, um gegen die bösen Feinde zu kämpfen. Seine damaligen Gedanken zu den Ereignissen der Zeit hat er in seinen Aufzeichnungen niedergelegt.

Im Rückblick versucht er über diese Zeit und seine Beweggründe zu berichten und macht uns klar, wie Menschen durch Propaganda und Erlebnisse in der Jugend zu begeisterten Anhängern Hitlers wurden. Den ersten Teil des Tagebuches bis zu seiner Verwundung konnte mein Bruder Willy zuhause deponieren.

Das Tagebuch enthält folgende Teile:

Worte an mich!

1939 bis zum Arbeitsdienst

Im Arbeitsdienst bis November 1942

Einberufung als Soldat

Endlich geht es an die Front

Wie wird man durch die Zeit beeinflusst?

Was hat mich als Jugendlicher bewegt?

Stolz dem Land zu dienen!

Das wollte jeder junge Deutsche.

Hartes Leben im Dreck der Front.

Eingesetzt war er zu dieser Zeit bei der 8. Kompanie, 5. Bataillon, 80. Regiment, 306. Division in der Region bei Odessa und Dnjepr-Petrowsk. Seine Lieblingswaffe war das schwere Maschinengewehr.

Willy hat auch bei seinem weiteren, 1½-jährigen Fronteinsatz im Mittelabschnitt und in Ostpreußen, Tagebuch geführt. Vor allem der Einsatz in Ostpreußen war viel gefährlicher und interessanter. Sein sorgfältig geführtes zweites Tagebuch dieser Zeit wurde ihm abgenommen, als er am 9. April 1945 in der Nähe von Königsberg in Gefangenschaft geriet.

Die Ereignisse in Ostpreußen und noch mehr die Erlebnisse in der Gefangenschaft zu erzählen, würde ihn zu sehr aufwühlen. Was die deutschen Soldaten da erlebt haben, kann man nicht mehr erzählen, weil es zu schrecklich war. Willy war mental viel stärker als ich! Seine Erlebnisse in der Gefangenschaft hätte ich nicht verkraftet. Wahrscheinlich hätte ich die Heimat nicht wiedergesehen.

Heinrich Anton Behrendt

Worte an mich!

von Wilhelm Behrendt-Schug

»Welches ist der Grund, dass du dich heute entschließt, fast Vergessenes aufzurühren? Willst du dich gerne schwerer Stunden und Tage erinnern? Willst du von deinen, im Vergleich harmlosen Taten, hören lassen? Fühlst du dich verpflichtet, irgendwelche Mängel zu rügen? An wen glaubst du, sie richten zu müssen? Oder glaubst du etwa, mit deinen Aufzeichnungen vorgefallene Fehler vor einer Wiederholung zu schützen?

Armer Tropf, wenn du glaubst als kleines Licht gegen die Sonne zu scheinen. Finde dich damit ab, dass du weder einen Menschen noch viel weniger ein ganzes Volk beeinflussen kannst. Hättest du dich etwa damals von einem anderen beeinflussen lassen? Sag und schreib dir selbst, was du gedacht und wie du gehandelt hast. Unterstreich, was deiner Ansicht nach richtig war und was du besser hättest machen können. Schreib dir deine Lebensweisheiten auf und glaub, dass wenigstens dir selbst eine Wiederholung erspart bleibt. Glaub, dass man jenen Idealismus nicht ein zweites mal wachrütteln kann. Glaub vielmehr deiner eigenen Erkenntnis, dass es keine irdische Sache gibt, die des Idealismus wert wäre. Leb dein Leben so wie du es dir in den langen Jahren deiner Abwesenheit vorgenommen hast.

Bringst du es als Deutscher fertig, einen inneren feierlichen Schauer deinem Körper zu verwehren? Bringst du es fertig, während Propaganda-Trommeln rühren, ein Volk unter dem Mantel eigener Interessen zu erkämpfen, die Schlagworte in Zeitungen und Flugblättern den Lesern als Köder zugeworfen wurden, aufsteht und ebenso unter dem Jubel der Bevölkerung marschiert, ob ins Verderben oder ins Paradies wie einst in den schicksalsschweren Jahren, stille zu sitzen und alles aus der Ferne unbeteiligt zuzusehen?

Traust du dir soviel Beherrschung zu? Kennst du nicht mehr das rauschen deines Blutes, das dich erfasste, wenn du im Graben den Feind erwartest, derselbe Feind mit dem du später Hand in Hand gearbeitet hast. Derselbe Feind, der genauso Mensch war wie du!

Leider ist es zu leicht, schwere Zeiten zu vergessen während man die wenigen schönen Augenblicke stets in der Erinnerung behält. Erinnerst du dich an die Kameradschaft, die du selbst hochhieltest und es verstandest, sie auch anderen abzuverlangen? Wie leicht wurde dir dadurch mancher harte Schlag. Ist es nicht das Einzige, wonach du dich manchmal zurücksehntest? Kameradschaft, die im Augenblick des Todes geboren wurde, in Stunden, da man auf den anderen angewiesen war.

Was glaubst du auf den sterbenden Lippen mancher Kameraden zu lesen: »Leb wohl, sei vorsichtig, sei schlauer, sorg, dass deine Angehörigen vor dem Schicksal der meinigen bewahrt bleiben, sag es den anderen.« Doch sag es mal. Damals glaubte man es dir, doch schau dir heute die Augen der Jungen an, wenn du Episoden aus dem Frontkriege erzählst. Sieh das Leuchten in ihren Augen. Es unterscheidet sich nicht von unserem Leuchten, wenn man uns das Gleiche erzählte. Darum halt deine Lebensweisheit für dich, du kannst einem Deutschen nicht davon abraten, sich den Kopf einzurennen. Leg deine Zeilen beiseite und zeig sie ihnen, wenn sie aus dem nächsten Kriege heimkehren, dann geben sie dir recht und schreiben vielleicht in einsamen Stunden das Gleiche nieder, was dir jetzt dein Herz sagt.«

1939 bis zum Arbeitsdienst

August 1939

Hart scheint die Sonne auf die Baracken der Horsthauser Schule. »Hart« ist eins der sieben Schwertworte, die jedem Pimpfen eingepflegt wurden. Wir behandeln gerade heute dieses Thema. Die zwei Stunden des Unterrichts gehen langsam dem Ende zu. Ich habe noch das Wort Befehl zu definieren. Befehl, das Wort, das fast heilig ausgesprochen werden musste. Das Wort, das bereits einem jungen Deutschen mit seiner ganzen Macht und Kraft eingefleischt werden musste. Das Wort, das unbedingt ohne auf persönliche Bedenken Rücksicht zu nehmen, ausgeführt werden musste. Es sind nur Wiederholungen, jeder zehnjährige Junge kennt bereits die Kraft des Wortes, es wird ihm immer wieder vorgekauft.

18:00 Uhr. Der Dienst ist beendet. Unvermutet brülle ich ein lautes »Achtung« durch den Klassenraum. Wie vom Blitz getroffen stehen diese Jungen kerzengerade, die Finger an der Hosennaht, wie lange wurde es ihnen beigebracht. »Raustreten« ist das zweite Kommando. Wie eine Horde Indianer stürzen sie hinaus ins Freie doch schon lässt ein zweites »Achtung« sie zur Säule erstarren. »In Linie zu drei Gliedern der Größe nach angetreten, marsch, marsch«, brülle ich über den Schulhof. Die Jungen geben sich alle Mühe, den Worten marsch, marsch gerecht zu werden, doch darf ich mit der größten Schnelligkeit noch nicht zufrieden sein, es muss noch schneller gehen. Erst gestern noch wurde es uns auf der »Führerversammlung« eininstruiert. Also: »Kehrt marsch, marsch«. Das Kommando, das ich selbst noch allzu oft hören musste. Die Jungen sehen es noch mehr als Spaß an. »Hinlegen - Auf, marsch, marsch«, wechseln sich gegenseitig ab. Fünf Minuten geht es so um den Gebäudekomplex. Dann geht es mir schnell genug. Die Jungen stehen wie die Eichen. Nachdem sie sich auf den Befehl: »Richt Euch!« und meinem korrigieren genauestens ausgerichtet haben, kommt der Befehl: »Augen gerade aus«. Es macht Spaß, mit welcher Schnelligkeit die Augen und Köpfe nach vorne fliegen. Die Augen suchen sich einen vor uns liegenden Punkt und verharren in dieser Stellung, so



steht es im »Pimpf im Dienst«, unserer Dienstvorschrift.

Langsam kommt der Fähnleinführer auf uns zu. Nach dem »Rührt Euch« folgt ein »Stillgestanden! Augen Rechts!«. Alle Köpfe fliegen nach rechts und sehen den Fähnleinführer an, nachdem das »Stillgestanden« ein einziger Schlag war. Zweimal die Woche wurde es geübt, die Formal-Ausbildung glich bis ins Kleinste, dem preußischen Kasernenhof. Nun stellt sich der Fähnleinführer vor die Front, während ich an den rechten Flügel flitze. Aus seinem Munde hören wir ein »Augen gerade aus!« Er beschließt den Dienst mit folgenden Worten:

»Wir beendigen unseren heutigen Dienst mit einem dreifachen Sieg-Heil auf unseren Führer«. Unserem Führer Adolf Hitler, ein dreifaches »Sieg Heil«. »Sieg« brüllt der Fähnleinführer und das Fähnlein 33 brüllt im Chor »Heil«. Das wiederholt sich insgesamt dreimal. »Weggetreten«, schallt es über den Hof und nach einer zackigen Kehrtwendung laufen die Pimpfe ihrem Zuhause zu.

1. September 1939

7.00 Uhr morgens. Der Wecker stört meinen schönen Schlaf, um sieben Uhr muss ich schon mit der Arbeit beginnen. Schnell angezogen und die acht Treppen heruntergejagt. Gott sei Dank bin ich der Erste. Schnell gewaschen und meinen Hefeteig angesetzt. Der Ofen wird angesteckt und der Tag beginnt.

Die Arbeit ist genau eingeteilt. Gegen acht Uhr gehe ich nach vorn und stell das Radio an. Es ist doch eine gespannte Lage und mein größter Wunsch ist, dass unser Führer sich die Gemeinheiten Polens nicht mehr gefallen lässt, sondern endlich zuschlägt. Ich habe ja keine Ahnung, was das Wort Krieg bedeutet. Der Stolz der Deutschen in mir sagt, dass wir uns so etwas niemals bieten lassen dürfen. Endlich muss doch mal ein Schlusstrich gezogen werden.

Ich halte mich aber nicht vorne auf, sondern gehe weiter meiner Arbeit nach. Plötzlich höre ich das Deutschlandlied: Etwas muss geschehen sein. Gespannt stehe ich hinter der Tür und warte das Ende des Liedes ab. Da die Worte, nach denen ich mich so lange gesehnt habe. Mit einer schönen Bemäntelung, die den Zorn des Deutschen förmlich herausfordert, wird der Einmarsch in Polen gerechtfertigt. Ein Schauer überläuft mich von Kopf bis Fuß; der feierlicher Schauer, der mein Herz höher schlagen lässt. Ich laufe in die Backstube und springe, toll vor Freude über den großen Backtrog, spielend gelingt mir, was ich Wochen vorher hart geübt habe. Eine kolossale Kraft überkommt mich. Ich habe plötzlich das Gefühl, als könnte ich Bäume ausreißen.

Dann die Minderwertigkeitskomplexe. Ich bin ja erst 14 Jahre alt, wäre es nicht schöner gewesen, man hätte noch ein paar Jahre gewartet, damit ich mich als Freiwilliger hätte beteiligen können. Na ja, lange wird dieser Krieg ja nicht dauern. Die Schlagkraft unserer vielgerühmten Wehrmacht wird den Krieg in einigen Monaten entschieden haben.

Einige Wochen später. Gespannt werden die Nachrichten des Tages erwartet. Was hat sich inzwischen alles ereignet. Die Kraft der Deutschen Wehrmacht überlief Polen in 18 Tagen. Was hat sich England und Frankreich in unsere Angelegenheiten zu mischen? Das muss natürlich gesühnt werden.

Von Okkupation kann natürlich keine Rede sein, wenn wir den Franzosen zuvor kommen und die Auseinandersetzungen lieber auf französischen als auf deutschem Boden austragen. Auch die stärksten Befestigungen der Maginot-Linie sind unserem Ansturm nicht gewachsen. Immer neue Siegesmeldungen betören unsere verwöhnten Ohren. Selbstverständlich ist es, dass unsere Luftwaffe den Himmel beherrscht, während unsere U-Boote die Gewässer des Atlantik von feindlichen Kriegs- und Handelsschiffen, die unsere Blockade gegen England zu durchbrechen suchen, säubern. Wem sind nicht die Helden der Luft: Mölders, Galland, Wiek und die des Meeres: Prien, Kretschmer u. a. bekannt.

Täglich werden ungeheuerere Zahlen genannt. Es ist ganz in der Ordnung und selbstverständlich, dass dem Feinde solche Verluste zugefügt werden. Wofür soll man für den Feind menschliche Gefühle aufweisen. Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen, das ist die Devise unserer Soldaten. War der deutsche Soldat nicht seit Menschengedenken der Beste? Ihm genügen einige gut formulierte Propagandasätze und er läuft als unumstößlicher Idealist einer Sache nach, ihm ist das Denken untersagt, das macht unser Führer!

Im Arbeitsdienst bis November 1942

April 1942

Habe ich bis jetzt mich nur passiv beteiligen können, bilde ich mir nicht ein, dass meine eintretende Aktivität kriegsentscheidend wirkt. Kleine Nasenstüber haben wir uns ja schon inzwischen geholt, doch der Sieg wird uns ja doch hold sein. Zuhause habe ich nur eine Karte aufgehängt. Rote Stecknadeln zeigen unsere vordersten Linien weit vorgeschoben in Russland. Der letzte Winter hat uns dort allerhand gekostet, doch Schwierigkeiten sind dafür da, um überwunden zu werden.

Mitte April habe ich ein Stück Papier in Händen, auf das ich schon lange mit Schmerzen gewartet habe: Meinen Stellungsbefehl zum Reichsarbeitsdienst. Meine Gehilfen-Prüfung als Konditor habe ich bereits im Februar 1942 machen dürfen, obwohl ich erst im Mai meine Lehre beendet hätte. Zwei Tage vor meiner Einberufung wird nicht mehr gearbeitet. Koffer werden gepackt, was fehlt wird noch gekauft. Zwei Koffer werden reichen, man weiß nicht, was kommt, sie sind ja ziemlich schwer, aber man wird ja wohl nicht weit laufen brauchen.

Die Fahrt geht los. Aurich, in Ostfriesland, ist unser Ziel. Am Bahnhof stehen einige Unterführer, um uns in Empfang zu nehmen. Fragen werden gestellt, Kommandos erschallen. In Marschkolonne geht es weiter. Ich frage einen Obervormann, wie weit es zum Lager ist. Er sagt, mit dem dümmsten Gesicht, 16 Kilometer! Das kann doch nicht stimmen. Ein Zweiter gibt mir dieselbe Antwort. Ich sehe meine Koffer an und verfluche sie im geheimen. Nach fünf km wird immer gepaust. Meine Arme werden immer länger. Dort angekommen haben wir den ersten Vorgeschmack des Soldatenlebens. Betten werden angewiesen, Klamotten empfangen, Bettzeug usw. Am anderen Morgen, um 05:00 Uhr, erschallt die Trompete. Im selben Augenblick wird die Tür aufgerissen und ein schriller Pfiff reißt uns aus den Betten. Kurze Zeit später (zwei Minuten) laufen wir bereits durch den Wald. Eine viertel Stunde Frühsport. Dann bleibt uns 20 Minuten zum Waschen, Rasieren, Anziehen. Raustreten zum Frühstück. Ein Teller

Milchsuppe und drei Scheiben Brot, doch eine Scheibe dürfen wir nur essen, zwei Scheiben gehen mit zur Baustelle. Sie dürfen erst um 11:00 Uhr gegessen werden.

Nach dem Essen: Antreten zum Abmarsch. Ich hatte mich nicht rasiert, mein Flaum ist ja kaum zu sehen. Der Obertruppführer geht noch einmal durch und hat unter anderen auch mich zur Waschbaracke gejagt. Ohne einzuseifen kann ich noch meinen Bart schrubben, ab heute jeden zweiten Tag. Heute Abend muss ich zur Strafe die Waschbaracke säubern. Wir bauen Entwässerungsgräben auf dem Flugplatz in Aurich, von unserem Lager in Ogenbargen nur acht km Anmarschweg. Es wird feste gearbeitet. Jeder hat seine Meter fertigzustellen. Noch haben wir Kuchen und Brot von zuhause. Doch wehe, wenn es alle ist. Nachmittags, um 14:00 Uhr geht es zum Lager zurück. Es gibt Einheitsessen: Vier Pellkartoffeln und Fischsoße. Wenn man Pech hat, sind zwei davon faul oder süß. Nach dem Essen Formalausbildung, später Unterricht: Karabiner 98K. Um 21:00 Uhr Zapfenstreich. Ich habe heute Stubendienst und mir alle Mühe gegeben, bin überall herumgekrochen und Staub geputzt; penibler als es eine Frau macht. Gespannt warte ich auf die Stubenabnahme.

Da endlich. Der Obertruppführer kommt: Meine Meldung: »Stube 2 belegt mit 14 Mann, Stubendienst Arbeitsmann Behrendt, Stube gesäubert«. »Hoffentlich«, sagt er nur. Ein Klimmzug am Gebälk und wie ein Affe hängt er oben an der Decke. Entlang der Lichtleitung streift sein Finger und schon klettert er wieder herunter. Ich stehe stramm und muss mir gefallen lassen, dass er mir den Staub ins Gesicht schmiert.

Dann einige Schritte zum Abfalleimer. Er ist natürlich leer aber an der Seite klebt noch ein drei Zentimeter langer Strohalm. Ich muss den Eimer noch an diesem Abend mit Asche ausscheuern bis er blitzt. Die Leute müssen ihre Beine aus den Betten heraushängen lassen, und mit einer Pinzette werden die Zehen auseinander gespreizt. Alle Mann müssen noch einmal aufstehen und die Füße waschen.

So geht es Tag für Tag. Man freut sich die ganze Woche auf den Sonntag. Dann sollen wir zwei Stunden Ausgang bekommen. Morgens wird alles gebürstet und gewienert. Aber beim Appell fehlt mir ein Nagel unter dem rechten Schuh. Urlaub gestrichen. Von 250 Mann können 12 Mann ausgehen, alle anderen haben etwas an sich. Man kann es auch übertreiben.

Habe schon mal ausgeschaut, ob ich nicht in die Küche kommen kann. Aber die Leute stehen morgens schon um 03:00 Uhr auf, arbeiten bis abends um 23:00 Uhr und dauernd stehen sie unter Kontrolle des Unterfeldmeisters. Vielleicht bietet sich mir mal eine bessere Gelegenheit. Nach fünf Wochen fragt der Oberstfeldmeister eines Mittags beim Essen, wer Koch sei; doch niemand ist dabei. Dann fragt er nach Bäckern, sieben Mann stehen auf, doch die Frage, ob sie mal gekocht haben, müssen sie alle verneinen. Wenn ich nur wüsste, was das wieder auf sich hat. Um unsere eigene Küche hat sich der Oberstfeldmeister doch nie gekümmert. Ich sitze beim Essen ziemlich vorn am Führertisch und lausche, ob ich nichts Näheres erfahren kann. Da höre ich, wie er sagt: »Was mache ich bloß, vom Gaustab aus Oldenburg sind zwei Kellner und ein Koch angefordert worden. Kellner habe ich schon, nur der Koch fehlt noch«. Jetzt kann ich mich ärgern, dass ich mich nicht gemeldet habe. Nach dem Essen fragt er aber noch einmal, ob denn keiner dabei sei, der kochen kann. Wie der Blitz stehe ich auf. Was sind sie denn von Beruf? »Partisier!« »Ja Mensch, so einen suchen wir doch. Los, empfangen Sie sofort neue Klammotten und machen sich abmarschbereit.«

Das lass ich mir natürlich nicht zweimal sagen. Endlich mal eine schöne neue Uniform. Am anderen Morgen geht es los. Ich bekomme den Marschbefehl für drei Mann. Eine schöne Fahrt nach der Stadt Oldenburg. Gott sei Dank, sind wir aus dem verlassenen Kaff heraus. In Oldenburg angekommen, melden wir uns auf dem Gaustab. Aber hier sind wir nicht richtig. Wir müssen zur Gaustabsunterkunft. Nach langem Marsch erreichen wir »Philosophenweg 32«. Doch was ist das? Das ist ja ein Schloss. Ob wir wohl richtig sind? Ich habe Angst die

Marmortreppe schmutzig zu machen und schleiche mich vorsichtig hoch. Ein Pfeil, »Schreibstube«, weist mir den Weg.

Der Unterfeldmeister, der mich empfängt, ist nicht gerade freundlich. Ich mache Meldung: »Arbeitsmann B. von der Abteilung 134 zum Gaustab versetzt, zur Stelle!« »Was wollen sie hier?« »Ich bin Koch und soll in die Küche«. »Das könnte Dir so passen, draußen im Garten stehen Spaten, hau ab und grab den Garten um.« Was bleibt mir anderes übrig. Nach kurzer Zeit kommen meine Kollegen — Leidensgenossen. Mit vereinten Kräften stürzen wir uns auf den Garten. Eine Klingel geht und aus der Schule gegenüber kommen lauter etwa 16jährige Mädchen. Da gibt es natürlich eine nette Unterhaltung. Einer steht Schmiere, die anderen unterhalten sich.

Ich sehe plötzlich einen alten krummbenigen Koch, wie er Löwenzahn für seine Kaninchen sucht. An den wende ich mich. Als er hörte, dass ich als Koch gekommen bin, jagt er mich zum Umziehen und dann in die Küche. Anderntags kommt ein zweiter an. Gerd Linse aus Rudolstadt Thüringen. Wir verstehen uns gut, nur der Koch ist ein alter Brummbär. Eines Tages höre ich, dass der Koch für acht Tage in Urlaub fahren will.

Jetzt bin ich auf Draht, wo ich was erwischen kann (Eier, Butter, Konserven), lasse ich es verschwinden. Eines Tages fährt er tatsächlich. Jetzt ist für mich die Stunde gekommen. Mit großer Anstrengung lege ich ein Essen hin, das sich gewaschen hat. Als Vorsuppe eine klare Ochsenschwanzsuppe mit Ochsenmark als Einlage, dann Kartoffeln mit Rotkohl (Ich hatte eine Woche vorher das Entenfett von zwei Enten abgeschöpft und jetzt hineingetan), falschen Hasen und eine prima Soße dazu. Als Nachstück eine Zitronencreme a la Melba mit allem Komfort.

Als am anderen Tag das Essen wieder so gut war, ließ mich der Oberstfeldmeister Müller durch einen Kellner holen. »Wie kommt es, dass das Essen plötzlich so gut ist?« »Ich koche so, wie ich es gelernt habe«,

Im Arbeitsdienst bis November 1942 ent-



Dieses Schachspiel wurde 1946, im Lager Schestichinow, von Kriegsgefangenen hergestellt und nach Ausspielung der 500 Mann starken Belegung mir, als Lagermeister, zur Erinnerung ausgehändigt. Willi Behrendt.

gegnete ich. »Mit denselben Zutaten?« »Selbstverständlich!« »Gut, machen Sie so weiter.« Als nach acht Tagen der alte Koch zurück kommt, wird er zu einer anderen Abteilungsküche versetzt. Ich bin mit 17 Lenz Küchenchef der Gaustabsküche 19 Oldenburg. Alle möglichen Freiheiten und Vollmachten. Jede Woche fahre ich einmal mit dem Dreirad nach Holland.

Schlecht wird am Gaustab nicht gelebt. In Oldenburg wohnt auch der Generalarbeitsführer »Zur Loye«, der zurzeit bei seinen Abteilungen in Russland weilt. Als seine Frau erfährt, dass ich die Küche führe, muss ich zweimal jede Woche zu ihr in die Wohnung kommen und ihr etwas beibringen. Bevor ich dorthin ging, habe ich immer erst ein Rezept aus meinem gekauften Rezeptbuch auswendig gelernt. Wir haben uns sehr gut verstanden.

Eines Tages, ich hatte gerade Blätterteig gemacht, kam plötzlich der General in Urlaub. Ich war wie zuhause und wir haben alle zusammen Kaffee getrunken. In der nächsten Woche habe ich dem General ei-

nen Vorschlag gemacht, der auch gleich akzeptiert wurde. Es wurden sämtliche Kriegserwitwen mit Kindern im Schloss zu einer Familienfeier eingeladen. Es gab Mittagessen, Kaffee und Kuchen und Abendessen. Draußen im Park wurde ein Kinderspielplatz eingerichtet. Es hat allerhand Arbeit gekostet, aber es war auch ganz schön.

Jetzt wollte ich mich aber auch mal etwas erholen und wusste nicht wie. Sonntag Nachmittag legte ich mich etwas in die Sonne und wollte braun werden. Ein Sonnenbrand war die Folge. Als ich am nächsten Tage etwas Halsschmerzen hatte, sah ich einen Grund zum Arzt zu gehen. Als er meinen Hals sah, sagte er, das sei nicht so schlimm. Aber ich sollte mal die Brust freimachen. Als ich das Hemd ausziehen wollte, sah er meine rote Brust. »Mensch, du hast ja Scharlach, sofort ins Krankenhaus!« Im Auto ging es ab. Sechs Wochen liege ich dort unter Scharlachkranken und habe mich nicht angesteckt. Es war eine schöne Zeit. Am 29. November 1942 wurde ich entlassen. Meine Arbeitsdienstzeit werde ich nie vergessen.

Einberufung als Soldat



Wilhelm Behrendt

7. Dezember 1942

Nicht lange darf ich zuhause verweilen. Am 7. Dezember muss ich mich wieder stellen. Ich freue mich darauf. Eigentlich sollte ich zur Ari, aber ein Bekannter auf dem Wehrbezirkskommando sorgt dafür, dass ich zur SMG-Kompanie (Schwere Maschinengewehr Kompanie) komme. Ich sollte es nie bereuen. Es ist die Waffe geworden, hinter der ich mich wohl und sicher gefühlt habe.

den Krieg nur in der Heimat kennen gelernt und brenne nun freudig darauf, endlich einmal das kennenzulernen worüber der Soldat flucht und schimpft. Den Anfang meiner Ausbildungszeit verlebte ich in Detmold, vom 7. Dezember bis zum 23. Januar. Unsere Ausbilder, alte Frontsoldaten nahmen uns oft her. Doch unsere jungen, sportgestählten Körper haben es ohne große Mühe geschafft. Dann kam für uns eine große Stunde. Um gleichzeitig den Grenzschutz Dänemarks zu gewährleisten, wurde unsere weitere Ausbildung dorthin, nach Holstebro

Meine Einberufung lautete auf Detmold. Am 8. Dezember 1942 werden wir eingekleidet. Es sind alte Klamotten. Aber die Ehre, Uniformen tragen zu dürfen macht uns stolz. Wir haben einen Oberfeldwebel Hein Friedrichs »der rote Hein«, der es versteht, uns zu 100prozentigen Soldaten körperlich und seelisch zu erziehen. Er selbst ist siebenmal verwundet gewesen und hat die ganze Brust voll »Spielsachen«. Für ihn gehen wir durchs Feuer. Deshalb geht Wilhelm Behrendt der Dienst doch sehr hart zu. Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps. »Wenn ihr nicht spurt, blase ich Euch Zucker in den Arsch!«

Detmold, 16. X. 1943

Heute ist nun endlich die Stunde gekommen, in der ich meine Theorien in die Praxis umsetzen kann. Zehn ganze lange Monate, seit dem 7. Dezember 1942, habe ich

und Vemb verlegt. Wir bekamen jedoch vom Kriege selbst nichts zu spüren. Ich und alle meine Kameraden werden diese Zeit stets in guter Erinnerung behalten.

Wir haben uns für den kommenden Kampf eiserne Rationen geschaffen. Dann, am 3. März kam die Stunde, in der ich meine Kameraden verlassen musste. Während diese nach Russland zogen, fuhren wir mit sechs Mann nach Wahn zum R.O.B.-Lehrgang. Vier Monate lang lernten wir dort nichts anderes, als die Theorien der deutschen Wehrmacht. Mit zwei Mann hielten wir die Lehrgänge durch und wurden wieder nach Detmold zurückgeschickt, Zunächst zur Stammkompanie, wo wir unseren Dienst so angenehm, wie eben möglich gestalteten.

Oft wurden wir vermisst und man suchte uns. Dort, wo wir waren, wurden wir aber nicht gefunden, in der Badeanstalt. Einige Tage später wurden wir zur Marschkompanie versetzt, wo unsere Beförderung von Wahn zum Gefreiten ausgesprochen wurde. Anschließend bekamen wir unseren Jahresurlaub. Mein Freund »Jupp« ist mir zu einem unentbehrlichen Freund geworden. Sämtliche Dummheiten kochten wir gemeinsam aus, standen zusammen Wache und standen zusammen mit einem Bein im Bau. Doch Fortuna war uns immer hold und verließ uns nicht.

Eines Samstags lernten wir im Kino zwei Mädels kennen, die wir zu einer kleinen Reise einluden. Eine Sonntagsfahrt zu den Externsteinen. Es war wunderbar. Doch die schönen Tage waren gezählt. Käthes Urlaub ging herum und wir mussten uns mit etwas Anderem vertrösten. Ein Briefwechsel erhielt unsere Verbindung. Unsere eintönigen Tage, die größtenteils durch Wache stehen vergingen, wurden eines Tages unterbrochen und wir kamen als Ausbilder zur S.E.-Kompanie, die aus alten Weltkriegsteilnehmern bestand, die wieder herangezogen wurden. Wir verstanden uns sehr gut und konnten unsere Weisheiten dort anbringen. Nun fuhr ich allein in R.R. Urlaub (etwa Genesungsurlaub). Zunächst in Waldbreitbach, verlebte ich dann die letzten zwei Tage in Düsseldorf, bei meinem Käthchen. Es



Wilhelm Behrendt in Holstebro

wurde mehr als eine Freundschaft. Dieser Urlaub verging zu schnell. Bei der Einheit angelangt, löste ich meinen Freund ab, der nun 17 Tage in Arbeitsurlaub fahren sollte. Als eine Woche vergangen war, wurde er zurückgerufen, denn nun brauchte Russland auch uns. Nach einigen Tagen, die wir im Vereinshaus verbrachten, sitzen wir nun im Zug und denken mit Wohlgefallen an die verlebten schönen Stunden.

Endlich geht es an die Front

Wenn man sich die Kameraden besieht, die mit uns gehen, so kann man seine Studien machen. Meistens Leute, die bereits mehrmals die Front gesehen haben. Verheiratete Männer, welche sich eben von ihren Angehörigen verabschiedet haben, grübeln darüber nach, ob sie sie wohl noch einmal wiedersehen. Andere wieder, die lustigen, nehmen es viel leichter hin. Persönlich mache ich mir auch gar keine Kopfschmerzen. Wie es kommen wird, so kommt es eben. Wir werden mit jeder Situation fertig. Mit einer schnellen Beförderung werden wir wohl kaum rechnen können. Jetzt haben wir schon in Altenbecken zwei Stunden Aufenthalt. Die Alten meinen, es ginge alles vom Kriege ab. Ich bin die Fahrt jetzt schon leid. Unser eigentliches Fahrtziel wurde inzwischen geräumt. Wir kommen so richtig in den Rummel hinein.

17. X. 1943

Nach einer angenehmen Nachtruhe und guter Verpflegung landeten wir heute morgen um 07:30 Uhr in Halle/Saale. Hier hatten wir reichlich Zeit. Erst um 14:30 Uhr nachmittags geht es weiter. An zwei in der Nähe stehenden Waggons Äpfeln haben wir uns gütlich getan. Unser Oberleutnant Berger ist in Ordnung und macht alles mit. Jetzt, auf der Fahrt, sitzt alles in den Türen der Viehwagen und besieht sich die wunderschöne Landschaft von Sachsen und Thüringen. Das Wetter ist wunderbar.

18. X. 1943

Wieder ein Tag weiter. Es geht nur langsam vorwärts. Seit 01:00 Uhr stehen wir schon in Dresden. Auf meinem Morgen-spaziergang sah ich im Schuppen eine Badewanne mit warmen Wasser. Herrlich! Hinein und wie ein Gott heraus. Wer weiß wann sich so etwas mal wieder bietet. Von 08:00 bis 13:00 Uhr fahren wird durch eine herrliche Gegend, die sächsische Schweiz. Etwas Schöneres habe ich noch nicht gesehen. Immer an der Elbe entlang. Um 13:00 Uhr hielten wir auf der halben Strecke zwischen Dresden und Prag. Wir sollen hier zwei Tage Aufenthalt haben. Gleich gibt es Ausgang. Wir raten, warum wir solch komische Fahrtrichtung haben. Griechenland?

Ein wegwerfender Gedanke. Den Abend verbringe ich in dem Film: »Artisten«.

Tetschen-Bodenbach, 19. X. 1943

Hier könnte man den Krieg schon aushalten. Gute Verpflegung, schöne Gegend und wenig zu tun. Heute war ich den ganzen Tag spazieren. Die Leute sind alle zuvorkommend und sehr freundlich. Heute morgen hatte am Bahnhof ein Zug Aufenthalt, der mit 17jährigen Mädels beladen war. Sie konnten ihre belegten Brötchen nicht allein aufbekommen. Wir mussten mal wieder helfen. Zum Abend lernten wir noch drei Griechinnen kennen.

20. X. 1943

Diese Nacht fuhren wir um 10:30 Uhr weiter. In Prag haben wir mal wieder Aufenthalt. Bei dieser Gelegenheit lernen wir wenigstens die Schönheiten der Länder kennen. Abends bekamen wir allerhand Schnaps und kamen in nette Stimmung.

21. X. 1943

Wien entgegen. Leider haben wir hier nicht lange Aufenthalt. Der Zug schafft heute eine ganz schöne Strecke. Was kostet die Welt? Jetzt müsste man in Zivilkleidern stecken. Ungarn, das Land der ewigen Sonne.

22. X. 1943

Wunderbares Wetter, herrliche Gegend. Budapest. Ich glaubte, nur in Deutschland gäbe es solche Schönheiten. Doch selbst die Städte am Rhein stehen diesen nur gleich. Abends steigt die Stimmung immer durch den Schnaps, der uns zur Genüge zur Verfügung steht.

23. X. 1943

Von der Puszta will ich träumen, auch das ist uns geboten. Einen ganzen Tag und eine Nacht fahren wird durch diese Steppe. Bewohnt durch armes Volk, das uns Brot bettelt. Ähnlich Zigeunern. Das Wetter ist wärmer als bei uns im Hochsommer. Wir legen uns auf die Dächer der Waggons und

lassen uns braun brennen. Schon nach zwei Stunden bin ich ganz rot verbrannt. Wir kommen nun durch die Ausläufer der Karpaten und haben immer noch ein ganzes Stück Weg vor uns. Am Abend wird das Wochenende gefeiert. Der größte Teil ist immer betrunken.



Koppel von Wilhelm Behrendt

24. X. 1943

Immer weiter geht die Fahrt. Wir kommen in eine Gegend, wo wir dauernd durch Tunnels und über Brücken fahren. Wir rücken der Grenze immer näher. Um 15:15 Uhr überschreiten wie die ungarisch-rumänische Grenze. Bis jetzt könnte man es landschaftlich kaum unterscheiden. Interessant ist es, die Soldaten dieser Länder kennen zu lernen. Wenn der Russe auch so wäre, hätten wir ein leichtes Spiel.

25. X. 1943

Des Nachts kann man nun doch schon merken, dass es Winter wird. Am Tage brennt die Sonne jedoch unvermindert. Wir haben nun schon drei Tage nichts Warmes mehr bekommen und freuen uns bereits auf das Essen heute Nacht. Doch an diesem Abend war ich derart betrunken, dass ich das Essen Ausgeben gar nicht bemerkte. Es wird wohl vorläufig für das letzte Mal sein, denn auf eine so lange Reise waren wir nicht gefasst. Geld besitzen wir keines mehr.

26. X. 1943

Das Geschäft blüht. An jeder Station kommen die Einheimischen und bieten uns Weintrauben, Melonen, gebratene Hühnchen und dergleichen an. Was wir an überzähligen Klamotten haben, wird versetzt. Für eine Wolldecke bietet man 120 RM. Pullover 100 RM, oder die entsprechenden Fressalien. Obwohl das Volk arm gekleidet ist, hat schon jedes Kind etliche 100 RM in der Tasche. Diese Nacht erreichten wir die russische Grenze. Lange kann die Fahrt nun nicht mehr dauern.

27. X. 1943

Auf der Fahrt nach Odessa. Unterwegs brate ich mir noch einmal ein anständiges Kochgeschirr Bratkartoffeln. Mit zwei Mann aus unserem Waggon sind wir bei jedem Halten draußen und organisieren irgend etwas. Am Abend bleiben wir acht Kilometer vor Odessa liegen. Man hat uns die Brücke vor der Nase in die Luft gesprengt. Wir müssen nun vorläufig hier liegen bleiben. Unsere Wache im Waggon ist auf acht Mann verstärkt worden.

28. X. 1943

Den ganzen Tag über bleiben wir hier liegen. Am Bahnhof herrscht Hochbetrieb. Man handelt überall. Das deutsche Geld hat hier fast gar keinen Wert. Man bringt hier wieder Parolen auf, was man mit uns vorhat.

29. X. 1943

Am Morgen dieses Tages geht es einige Kilometer weiter zum Hafen von Odessa. Bei der Abfahrt sind einige Leute unterwegs, die nachgelaufen kommen. In Odessa angekommen, haben wir wieder Aufenthalt. Wir sehen uns die Stadt an, die allerhand Sehenswürdigkeiten bietet. Ein krasser Unterschied der Geldmänner gegenüber den Proletariern.

30. X. 1943

Die Nacht über sind wir hier liegen geblieben. Vormittags, um 07:00 Uhr werden wir in Lastkraftwagen verladen. Auf

nach Mykolajiw. Dort angekommen geht es in Schiffen über den Bug. Alsdann geht es zum Bahnhof. Wie die Heringe, die ganze Kompanie in drei Wagen geht es weiter.

31. X. 1943

Der Oberleutnant ist mit dem Verpflegungswagen nicht mitgekommen. Wir bleiben nun hier liegen und warten auf ihn. Ausgefüllt wird der heutige Tag in der Hauptsache durch Schlaf. Zum Abend gibt es eine anständige Suppe.

1. XI. 1943

Wir liegen hier noch immer und warten auf den Oberleutnant und das Essen in Waschinowge. Am Abend setzen wir zu einem 30 Kilometer Marsch an. Den meisten bekommt er sehr schlecht. Um 00:30 Uhr nachts, erreichen wir ein Dorf, in dessen stinkigen Räumen wir übernachten. Wir haben jetzt derart viel Esswaren und Zigaretten, dass wir gar nicht wissen, wo wir damit hin sollen. Jetzt ist unser Kantinenbestand aufgebraucht.

2. XI. 1943

Morgens um 05:30 Uhr werden wir schon wieder rausgeschmissen. Man humpelt wie alte Greise. Ich bin froh, dass man uns das Marschieren beigebracht hat. Mir hat es fast nichts ausgemacht. In dem Dorf hat man fast ausschließlich Hühnerzucht betrieben. Eine gute Gelegenheit. Jeder Landser hat sich am Mittag ein Hühnchen organisiert. Als wir am Nachmittag den Marsch zum Regiment antraten, sah man in dem Dorf kein Huhn mehr. Am Regiment wurden wir aufgeteilt. Wir kommen zu den Gr. W. (Granatwerfer) der 8. Kompanie 5/80 bei der 306. Division. Das Regiment 5/81 ist zu dem Reg. 5/79 geworfen worden, da dieses aufgerieben war. Dann geht es in LKW zum Bataillon. Augenblicklich sind wir durch die 4. und 7. Panzerdivisionen abgelöst worden.

3. XI. 1943

Zum Waschen kommt man überhaupt nicht mehr. Bei der Einheit bekommt man aber sein geregeltes Essen. Aber nicht lange

haben wir diesen Vorteil. Um zwei Uhr bekommen wir den Marschbefehl für drei Uhr. Es eilt wohl sehr. Wir werden in LKW zur Front gebracht. Dort sieht es toll aus.

4. XI. 1943

Jetzt liegen wir so richtig drinnen. Morgens bauen wir unseren Werfer ein. Vor uns geht es schaurig rund. Es kommen schon die ersten Toten und Verwundeten zurück. Was noch laufen kann, kommt wieder nach vorn. Augenblicklich ist der Russe durchgebrochen. Aber unsere 9. Panzerdivision (3 Stück) ist bereits unterwegs. Es gibt ein Hin- und Hertreiben. Noch dreimal werden wir aus unseren Stellungen geworfen. Unser Oberst jagt uns wieder nach vorn und droht mit Erschießen. Es ist das reinste Morden. In der Heimat liegen die Kasernen voll und hier muss ein Regiment in Stärke von etwa 100 Mann einen großen Abschnitt halten.

5. XI. 1943

Unser Bataillon ist schon wieder in zwei Tagen derart zusammen geschrumpft, dass es bestimmt hilfsbedürftig wäre. Aber wer soll uns ablösen? Die Stellung muss unter allen Umständen gehalten werden. Und sie wird gehalten.

Noch nie ist mir der Anblick von Toten so schwer gefallen wie bei meinen Kameraden. Eben noch habe ich einen Kameraden mit Lungenschuss zurück gebracht. Unterwegs ist er gestorben. Wer weiß, wann wir dran sind. Wenn dann aber einen kräftigen, dass man nicht viel davon merkt. Ich schreibe hier im Schützenloch und die Schlachtflieger kreisen über uns.

6. XI. 1943

Früh wird es dunkel, früh wird es hell. Um 15.00 Uhr ist hier bereits Dämmerung. Es wird Winter. Wir liegen nachts in unseren Löchern und stehen die Hälfte Zeit Wache. Unsere Füße sind jetzt schon Eisklumpen. Was soll das mal erst diesen Winter werden? Unsere Verpflegung ist sehr gut. Heute gab es beispielsweise ein Hähnchen und fünf Tafeln Schokolade. Etwas

ganz Ungewohntes. Dem Iwan haben wir heute anständig was auf den Frack gegeben. Er hat aber auch geantwortet.

7. XI. 1943

Der Iwan wirft Flugblätter, dass wir eingekesselt seien. Es sind gleichzeitig Passierscheine, wer sich gefangen geben will. Ich glaube kaum, dass wir solche Schurken dabei haben, die Gebrauch davon machen. Den ganzen Tag wird schwer an einer Unterkunft gearbeitet. Hoffentlich ist es nicht umsonst. Am Abend empfangen wir die Tarn- oder Winterkleidung. Etwas Wunderbares. Nun müssen wir nicht mehr frieren. Aber jetzt kommt der Befehl, dass wir abgelöst werden. Wir beziehen andere Stellungen. Unsere Arbeit war umsonst. So geht es gewöhnlich. Unsere Tarnkleidung kam gerade richtig. Wir schlafen die ganze Nacht im Regen und bleiben trocken.

8. XI. 1943

Heute morgen geht es auf in die neue Stellung. Wieder viel Arbeit. Dabei wird man wenigstens warm. Die Ratas kreisen augenblicklich wieder über uns. Man wird schon stur. Schlaf bekommt man fast gar keinen mehr. Ich hätte nie geglaubt, dass man das aushalten könnte. Wir liegen hier im dicken Schlamm. Unsere neuen Tarnanzüge sind mit einer dicken Schicht umgeben. Unsere Stiefel wiegen mindestens 25 kg. Fahrzeuge können gar nicht mehr fahren. Unsere Munition müssen wir zu Fuß holen.

9. XI. 1943

Wer heute fällt wird in die Geschichte eingehen. Der Russe ist diese Nacht im Schutze des Nebels wieder durchgebrochen. Wenn es klarer wird, werden wir es ihm zurückgeben. Wer nicht selbst in diesem Dreck liegt, kann es sich gar nicht vorstellen. Wenn der Russe uns einkassiert, sind wir tadellose Bilder für seine Wochenschau. Wasser kennen wir schon gar nicht mehr. Wir sehnen uns alle danach, dass wir mal für einen Tag abgelöst würden; scheinbar vergebens. 100 Mark für ein anständiges Wannenbad.



Maschinengewehr Stellung

10. XI. 1943

Der Russe rückt schon immer näher. Es tut gut, dass wir genügend Panzer und SBW (8,8 cm Flakgeschütze auf Selbstfahrlafetten) haben. Wenn diese anfahren gehen die Iwane schon laufen. Ich sähe schwarz, wenn er mal mit einigen T34 kommen würde.

11. XI. 1943

Jetzt haben wir schon wieder eine neue Parole. Wir werden wahrscheinlich herausgezogen. Die 306. Division liegt noch in Ruhe. Nur die 5/80 ist eingesetzt und der 9. Panzerdivision unterstellt. Wenn es wirklich der Fall ist, werden wir doch nicht lange Ruhe haben.

12. XI. 1943

Der Iwan liegt uns ungefähr 30-40 m gegenüber. Es ist zum Lachen. Nirgendwo fällt ein Schuss. Es ist ein kleiner Waffenstillstand. Wenn Du mir nichts tust, tue ich Dir auch nichts. Heute haben wir mal wieder Geld bekommen. Ich habe gleich meinen ganzen Reichtum von 250 RM nach Hause überwiesen. Wenn das so weiter geht, kann ich ja bald heiraten, nur die Frau fehlt mir noch.



Beisetzung eines Kammeraden

13. XI. 1943

Jeden Tag darf ein Mann unserer Kompanie im Dorf, in einem Haus übernachten. Gestern Abend war ich der Glückliche. War das eine Wohltat. Endlich mal wieder festen Boden unter den Füßen, statt den ewigen Schlamm. Man kann sich vor lauter Dreck gar nicht mehr erkennen. Zehn Tage nicht gewaschen und rasiert. Hier war extra ein Koch eingesetzt, der uns morgens Kakao kochte. Um drei Uhr war die schöne Zeit vorbei.

14. XI. 1943

Nachdem wir den größten Teil unserer Munition verschossen hatten, rückten wir heute morgen aus unserer Stellung heraus. Auf nach Südosten. Laufen, laufen, laufen, durch knietiefen Schlamm und Morast. Nach ungefähr 30 km gelangen wir abends in ein Dorf in dem wir übernachteten: Olexandriwka. Der große Teil landet mit kaputten Füßen.

15. XI. 1943

Um vier Uhr morgens geht es weiter, dieselbe Richtung. Es sollen heute nur 15 km werden. Die Pferde, die sehr zu bedauern sind, schaffen das nicht mehr. Ich bin das Watzen auch satt und organisiere mir ein Pferd. Ohne Sattel und Halfter, macht nichts.

Aber auch nicht wieder. Aus den 15 km wurden ungefähr 25. Um etwa 3 Uhr machen wir in einem Dorf halt und suchen uns Quartiere. Schnell noch einen Brief nach Hause, wer weiß, wann man wieder dazu kommt?

16. XI. 1943

Nicht lange dauert unsere Nachtruhe. Nachts um ein Uhr geht es wieder weiter auf Umwegen in die Stellung. So umständlich wie eben möglich. Eine so schöne Stellung haben wir bis jetzt noch nicht gehabt. Wir liegen in einem Strohschober. Schön warm. Für uns war das Zurückholen eines Dorfes vorgesehen, was aber abgeblasen wurde. Wir sind ja auch viel zu schwach. Das ganze Bataillon isst aus einer Feldküche und dann bleibt noch was übrig. So wollte es der Regimentskommandeur haben.

17. XI. 1943

Die Stellung ist ruhiger, als ich anfangs glaubte. Zur Unterstützung stehen uns allerhand schwere Waffen zur Verfügung. Außerdem drei Panzer III. Abends wird es wohl etwas lebendiger. Wenn man auf die Landkarte sieht, sind wir ein ganz schönes Stück vorgerückt. Wir sind gar nicht mehr weit von Dnipropetrowsk. Wenn der Russe es wahr machen will und ab 23. Dezember keine Ansprüche mehr stellen will, dann muss er sich aber beeilen, sonst bekommt er nichts mehr mit.

18. XI. 1943

Der Russe ist genau so verblutet wie wir. Meiner Meinung nach ist es nur ein Hinausziehen, wer es länger aushält. Wirtschaftlich wird uns keiner kaputt kriegen. Der Iwan schmeißt schon überall 15-16jährige in den Kampf. Lauter Zivilisten, denen man ein Gewehr in die Hand gedrückt hat. Wenn die Kommissare nicht wären, wäre der Krieg für die auch aus. Sonst ist es heute ziemlich ruhig.

19. XI. 1943

Soll dieses unsere Winterstellung werden? Heute gehe ich als V.B. (vorgesch-

bener Beobachter) der Granatwerfer nach vorn zur Beobachtung. Es ist sehr interessant. Der Iwan buddelt sich überall ein. Auf größerer Entfernung fährt er mit Fahrzeugen stur durch die Gegend. Ich habe einen Unteroffizier, einen Kameraden aus Wahn bei mir. Wir verstehen uns ausgezeichnet. Auch unser neuer Kompaniechef, Lt. Deling ist ein tadelloser Kerl, mit dem man umgehen kann.

20. XI. 1943

Heute war ein Tag, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. In der Morgendämmerung haut der Iwan mit seiner Artillerie und Granatwerfern fürchterlich zu. Ich ahnte schon nichts Gutes. Um sieben Uhr gehe ich zurück zur Granatwerferstellung, um etwas zu essen. Kaum dort angekommen, geht vorn das Leuchtzeichen »Feind greift an« hoch! Ehe wir uns versehen, stehen rechts und links von uns ungezählte T34 und KWI (schwere russische Panzer, etwas größer als T34), furchtbar schießend. Unsere Bemühungen, die Werfer mitzubekommen, sind vergebens. Inzwischen kommt der Rückzugsbefehl, zu spät. Die Panzer haben den Ring um uns geschlossen.

Vielen Kameraden war dies das letzte Ereignis. Auch Unteroffizier Heinemann ist geblieben. Ich schlage mich mit aller Gewalt durch. Inzwischen hat die PAK allerhand zunichte gemacht. Der Iwan rückt nach. Wir bilden eine neue Auffangstellung und halten ihn auf. Einen solchen Kampf habe ich bis jetzt noch nie erlebt. Nun kann das Regiment aus einer Feldküche essen. Es ist nur ein kümmerlicher Rest.

21. XI. 1943

Heute sind wir die Stärkeren. Die 16. Panzerdivision macht einen Gegenstoß und bringt allerhand Gefangene ein. Wir werden etwas vorgeschoben, in eine ausgebaute Stellung. Wie lange werden wir diese halten? Dreimal wird die Stellung noch gewechselt. Nachts bekommen wir noch Verstärkung. Panzer Grenadiere. Die haben es besser, als wir. Es ist wieder mal ein trostloser Sonntag; dazu Mutters Geburtstag. Ob

ich meinen wohl auch noch hier draußen feiern muss? Es gibt viel Schokolade. Ein kleiner Trost.

22. XI. 1943

Die Nacht war hell erleuchtet von den brennenden Strohschobern. Morgens, um drei Uhr, wird die Stellung nach links verlegt. Beim Iwan hört man den ganzen Morgen Panzergeräusche. Ob er es vergelten will? Im Augenblick schickt die Artillerie uns anständige Grüße herüber. Die Splitter sausen um unsere Köpfe. Auch daran kann man sich gewöhnen. Im übrigen verläuft der heutige Tag ruhig.

23. XI. 1943

Der Iwan kann auch nicht mehr so, wie er es wohl möchte. Gegen Mittag kommen drei Panzer über unsere Stellungen hinweg gerollt. Solchen Leichtsinns würden unsere Panzer nie unternehmen. Einer wurde abgeschossen. Zwei Mann gingen türmen, der dritte wurde umgelegt nachdem er den Panzer gesprengt hatte und uns mit Handgranaten bewarf. Nachmittags setzt ein Dauerregen ein. Wir haben keine Bunker, sondern nur Laufgräben, die nun völlig aufgeweicht werden. Der sandigen Lehmboden tut das Übrige dazu. Das wird ja eine tolle Nacht werden. Gut, dass der Iwan auch nur ein Mensch ist und auch darunter leidet.

24. XI. 1943

Das war eine Nacht! Nicht ein Auge haben wir zugemacht. Bis zu den Knöcheln haben wir im Wasser gestanden. Ein Wunder ist es, dass man davon nicht krank wird. Es wird sich gewiss später oft bemerkbar machen. Der Iwan hat einige schwere Panzer vorgefahren und beschießt uns nun mit den Geschützen. Ein jeder hofft, dass er bei Gelegenheit einen schönen Heimatschuss verpasst kriegt. Hoffentlich wird es nicht schlimmer. Wir haben SMG bekommen. Granatwerfer hat mir bedeutend besser gefallen.

25. XI. 1943

Man spricht davon, dass wir nun mal



Kugeln aus der Pistole von Wilhelm Behrendt

endlich herausgezogen werden sollen. Ich kann es noch gar nicht glauben. In einem Monat haben wir Weihnachten. Wo werden wir dann wohl sein?

26. XI. 1943

Alles leere Phrasen. Wie fast an jedem Tage, werden wir mal wieder ausgewechselt. Wir haben immer schlechtere Stellungen. Keine Bunker, nur Laufgräben, die nicht mal tief genug sind. Wir frieren wie die Schneider. Die Zehen meines linken Fußes sind bereits verfroren.

27. XI. 1943

Immer das alte Lied. Die Schützenkompanien werden in Ruhe gebracht und die 8. Division zieht in Stellung. Das sind die schweren Waffen.

28. XI. 1943

Jetzt habe ich es bald geschafft. Ich soll in diesem Jahr den Weihnachtsmann spielen und für die Fressalien sorgen. Das ist das Richtige für mich, worauf ich gewartet habe.

29. XI. 1943

Ich glaubte immer, dass für mich noch keine Kugel gegossen sei, aber eine Granate! Am Morgen dieses Tages gehe ich zurück, um mich nach 14 Tagen mal wieder zu waschen und zu rasieren. Mittags will ich



Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern 1. Klasse, von Wilhelm Behrendt

meinen Kameraden noch M.G.M. (MG-Munition) bringen. Etwa 100 m vor den Stellungen schlägt plötzlich eine Granate ein. Ich liege sofort flach. Da heulen auch schon neue heran. Drei schlagen direkt neben mir ein. Wie ein Wunder bekomme ich nur einen Granatsplitter mit. In die linke Hüfte. Ein Brennen und ein Schmerz! Ich kann aber auch den Kopf nicht hochnehmen, dann schlagen die Granaten wieder ein. Ich kann keinen Kameraden sehen. Ich rufe vergebens. Trotz der Schmerzen robbe ich die etwa 500 m lange Strecke durch ein Sonnenblumenfeld. Dann sehe ich die ersten Kameraden. Sie bringen mich ins erste Haus. Sie sind untröstlich, ihren Weihnachtsmann verloren zu haben. Mit einem Panje-Wagen werde ich dann zum Arzt gefahren. Von hier aus geht es weiter zum Hauptverbandsplatz.

30. XI. 1943

Lange liegen wir hier herum, bis wir endlich an der Reihe sind. Gestern hat die 13. Panzerdivision einen Angriff, unter schweren Verlusten gestartet. Am Abend werde ich nun verbunden und übernachtete in demselben Ort.

1. XII. 1943

Es geht zum Bahnhof. Es ist eine Qual mit einer Verwundung im Sanka über die russischen Straßen zu fahren. Mittags geht die Fuhre los.

Glossar

2. XII. 1943

Wir kommen nicht weit, nach einigen Kilometern bleiben wir wieder stehen.

3. XII. 1943

Man interessiert sich gar nicht dafür, wo man sich befindet. Nur schnell vorwärts.

4. XII. 1943

Ob wir wohl bis nach Deutschland kommen? Ich glaube es kaum.

5. XII. 1943

Heute sind wir in Odessa angekommen. Von hier aus soll es wieder nach Lemberg gehen. Wir stehen schon wieder den ganzen Tag auf dem Bahnhof.

6. XII. 1943

Ohne Eintragungen! Hier endet das Kriegstagebuch.

Holstebro: Die Stadt Holstebro ist Verwaltungssitz der Kommune Holstebro in der dänischen Region Midtjylland. Sie liegt am Flüsschen Storå.

Vemb: Vemb gehört seit der 2007 in Kraft getretenen Kommunalreform zur Kommune Holstebro. Vorher bildete der Ort, zusammen mit Ulfborg, die Kommune Ulfborg-Vemb.

R.O.B.-Lehrgang: Reserve-Offiziers-Bewerber-Lehrgang

S.E.-Kompanie: Schwere Ergänzungskompanie

Tetschen-Bodenbach: Der deutsche Landkreis Tetschen-Bodenbach bestand in der Zeit zwischen 1938 und 1945.

Odessa: Ukrainische Hafenstadt am Schwarzen Meer.

Mykolajiw: Mykolajiw ist eine Stadt in der südlichen Ukraine. Mykolajiw ist Hauptstadt der Oblast Mykolajiw am Zusammenfluss des Südlichen Bug mit dem Inhul im Küstengebiet des Schwarzen Meeres gelegen.

Wesselynowe: Wesselynowe ist eine Siedlung städtischen Typs im Süden der Ukraine in der Oblast Mykolajiw.

Polikarpow: Die Polikarpow I-16 war ein sowjetisches Jagdflugzeug aus den 1930er-Jahren, mit einem luftgekühlten Neunzylinder-Sternmotor.

Oleksandriwka: Oleksandriwka ist ein Dorf im Rajon Dnipro, der zentralukrainischen Oblast Dnipropetrowsk.

Watzen: Umgangssprachlich, laufen; dahin stürmen; viele Wege machen.

Dnipro: Dnipro ist nach Kiew, Charkiw und Odessa die viertgrößte Stadt der Ukraine und ist das administrative Zentrum der Oblast Dnipropetrowsk und des Rajon Dnipro. Sie liegt an drei Seiten der Mündung der Samara, in den hier aufgestauten Dnepr und 404 km südöstlich der Hauptstadt Kiew, in der zentralöstlichen Ukraine.

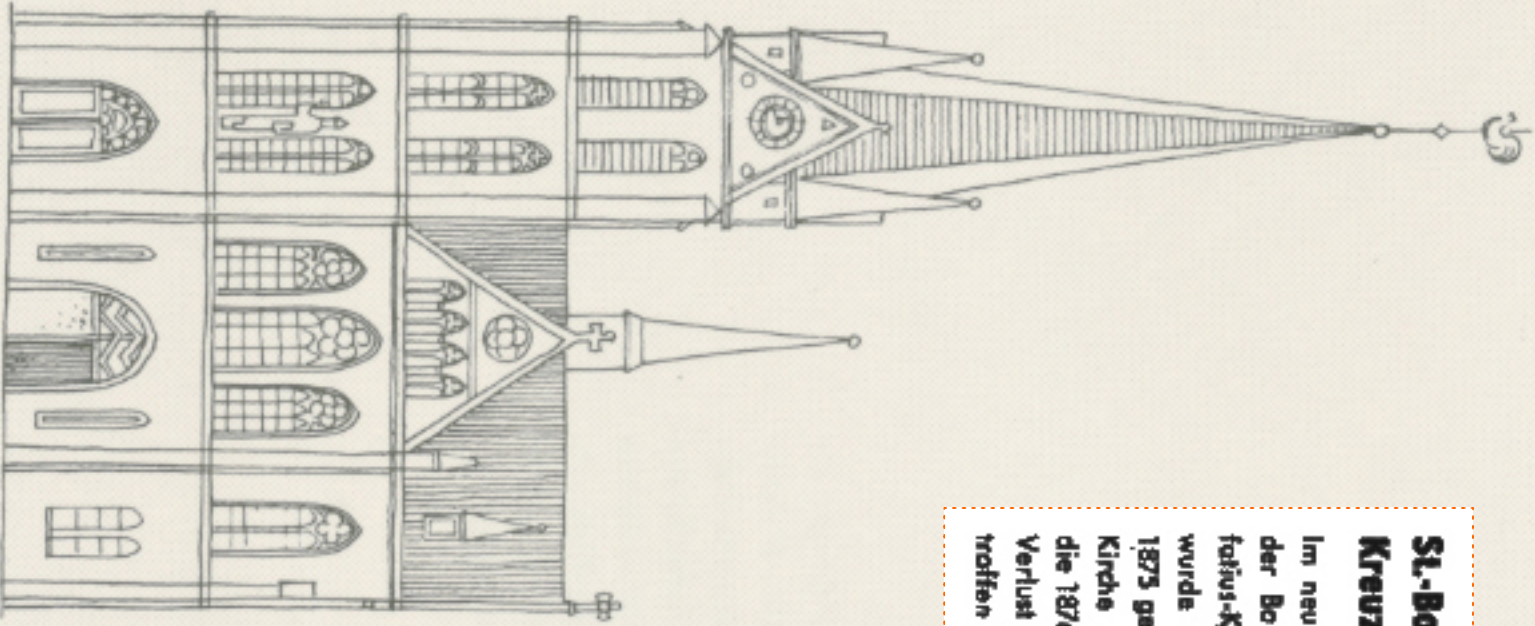
T-34: Der T-34 gilt als bekanntester sowjetischer Panzer des Krieges. 6,75 Meter lang, 3 Meter breit und 2,60 Meter hoch.

PAK: Mit Panzerabwehrkanonen ausgerüstete Artillerie.

SMG: Schweres Maschinengewehr

Panjewagen: Der Panjewagen (Panje = ›Herrchen‹, abgeleitet von *pan* = ›Herr‹), fand vor allem in der Landwirtschaft in Osteuropa Verwendung. Es war in der Regel ein kleinrahmiger zweiachsiger Bockwagen, der einspännig von einem Panjepferd gezogen wurde.

St. Bonifatius-Kirche – Kreuzkirche (Jupp Gesing 1968)



St.-Bonifatius-Kirche Kreuz-Kirche

Im neugotischen Stil sind die beiden Kirchen an der Bohndorfsstraße erbaut worden. Die St.-Bonifatius-Kirche an der mittleren Bohndorfsstraße wurde 1874 und die evangelische Kreuz-Kirche 1875 geweiht. Letztere löste die um 1100 errichtete Kirche auf dem jetzigen Kraft-Messing-Platz ab, die 1876 der Spitzhocke zum Opfer fiel, der größte Verlust eines Baudenkmals, der Herne jemals betroffen hat.

Karl Brandt

